



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **König Ludwig II. von Bayern**

**Tschudi, Clara**

**Leipzig, circa 1910**

Zweiter Teil. Die letzten Tage König Ludwigs II.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47307](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47307)

Zweiter Teil.

Die  
letzten Tage König Ludwigs II.

---

Zweiter Teil  
Die  
Lehren Ders Königin Katharina II.

## Die letzten Tage König Ludwigs II.

### Inhalt.

	Seite
1. Die Truppenrevue 1875. — Kronprinz Friedrich von Preußen	149
2. König Ludwig und Kaiserin Elisabeth . . . . .	155
3. König Ludwig und Königin Marie . . . . .	160
4. Staat und Kirche. — Ignaz von Döllinger. — Die Briefe des Königs an seinen alten Lehrer . . . . .	163
5. Ludwig II. in seinem täglichen Leben . . . . .	170
6. Ludwig und Richard Wagner. — Der Besuch des Königs in Baireuth . . . . .	175
7. König Ludwig und die Künstler . . . . .	181
8. Separatvorstellungen am Hoftheater in München . . . . .	186
9. König Ludwig und seine Schlösser . . . . .	190
10. König Ludwigs Freundschaften . . . . .	196
11. Der Schauspieler Rainz . . . . .	200
12. Eine Reise nach der Schweiz . . . . .	204
13. König Ludwig und seine Diener . . . . .	209
14. Der geisteskrante König . . . . .	212
15. Die letzten Begegnungen zwischen Sohn und Mutter . . . . .	215
16. Geldnöthe . . . . .	218
17. Neue Pläne . . . . .	222
18. Vorbereitungen, den König gefangen zu setzen. — Die Bauern scharen sich zusammen, um ihn zu befreien . . . . .	226
19. Ein Freund in der Not. — Ludwigs Proklamation an sein Volk . . . . .	231
20. Die letzten Stunden des Königs auf Neuschwanstein . . . . .	236
21. Auf dem Schlosse Berg. — Ludwigs II. Tod . . . . .	242
22. Schluß . . . . .	248

Die letzten Tage Königs Ludwig II.

Inhalt

149	1. Die Trauerfeierlichkeiten 1875. — Kronprinz Friedrich von Preußen
152	2. Königs Ludwig und Kaiserin Elisabeth
155	3. Königs Ludwig und Königin Marie
162	4. Staat und Kirche. — Prinz von Bismarck. — Die Kirche
170	5. Königs II. in seinen letzten Jahren
177	6. Ludwig und Viktor Emanuel. — Der Besuch des Königs in
181	Turin
186	7. Königs Ludwig und die Künstler
190	8. Geisteswissenschaften am Hofe Ludwig II. in München
196	9. Königs Ludwig und seine Schöpfer
200	10. Königs Ludwigs Gemäldesammlungen
204	11. Der Königs Ludwig
208	12. Die Kunst nach der Schöpfung
212	13. Königs Ludwig und seine Kunst
216	14. Der künstlerische König
219	15. Die letzten Besuche des Königs Ludwig in Bayern
223	16. Die letzten Tage
227	17. Die letzten Stunden des Königs Ludwig II. — Die Bayern
231	18. Die letzten Stunden des Königs Ludwig II. — Die Bayern
235	19. Die letzten Stunden des Königs Ludwig II. — Die Bayern
239	20. Die letzten Stunden des Königs Ludwig II. — Die Bayern
243	21. Die letzten Stunden des Königs Ludwig II. — Die Bayern
247	22. Die letzten Stunden des Königs Ludwig II. — Die Bayern

## Die letzten Tage König Ludwigs II.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,  
Die eine will sich von der andern trennen.

Goethes „Faust“.

### 1.

#### Die Truppenrevue 1875. — Kronprinz Friedrich von Preußen.

Das bayrische Volk hatte sich allmählich an die Eigen-  
tümlichkeiten Ludwigs des Zweiten gewöhnt, und das Aus-  
land betrachtete sein Wesen und seine Handlungen noch als  
Zeichen von Genialität; der König selbst aber schien dem  
Eindrucke, den sein Auftreten auf andere hervorrief, völlig  
gleichgültig gegenüberzustehen.

Militärische Schauspiele hatten niemals sein Interesse  
erregen können, und schon von Kindheit auf hatte er einen  
geradezu krankhaften Schrecken vor Schusswaffen und allem  
empfunden, was irgendwie mit dem Kriegswesen in Zu-  
sammenhang stand. Beim Einzuge der heimkehrenden Trup-  
pen in München im Jahre 1871 hatte er nicht einen Blick  
auf die Verwundeten geworfen — nicht etwa weil sein Herz  
nichts für sie fühlte, sondern weil seine Nerven einen solchen  
Anblick nicht zu ertragen vermochten.

Nach dem Kriege zeigte er noch weniger Interesse für  
sein Heer als vorher, und es weckte deshalb das größte Er-

staunen, als man im Sommer 1875 erzählte, er beabsichtige, eine große Revue abzuhalten. Es fiel den Leuten schwer, zu glauben, daß er wirklich einmal in dieser Weise von seinen Einsiedlergewohnheiten abweichen wollte.

Aber das Gerücht erhielt sich; und schon waren anläßlich der Herbstmanöver Truppen aus den verschiedenen Garnisonen ausgerückt, als plötzlich 14000 Mann nach der Hauptstadt einberufen wurden, da Ludwig der Welt einmal zeigen wollte, daß er Oberstkommandierender über sein Heer sei.

Kaum war seine Absicht bekannt geworden, als auch schon Tausende von Fremden nach München strömten, um ihn sehen zu können; und am Sonntag den 15. August 1875 waren alle Straßen überfüllt.

Zwischen dem Eingange zum Hofgarten und der Feldherrenhalle hatte das glänzende Gefolge des Monarchen Aufstellung genommen; und als er an jenem schönen Sonntagmorgen auf seinem Schimmel an der Spitze seines Stabes dahergeritten kam, ward die ganze versammelte Menge von Liebe und Bewunderung für ihn erfüllt.

Seine große Schönheit besaß der König zwar nicht mehr ganz; aber seine Gesichtszüge waren noch fein und edel, und seine Augen blickten noch seelenvoll und strahlend wie vordem. Trotz seiner jungen Jahre war er ziemlich stark geworden; aber da er von hohem Wuchse war, so wirkte seine Gestalt noch immer imponierend. Er brauchte sich bloß zu zeigen, um sofort alle für sich zu begeistern.

Mit seiner angeborenen Würde und der einnehmenden Liebenswürdigkeit, die er in seinen besten Augenblicken entfaltete, grüßte er nach allen Seiten.

Wenn es auch den Truppen verboten war, ihm mit Hurrarufen zu huldigen, so galt dieses Verbot doch nicht

für die Zuschauer; und so wuchs denn der Jubel lawinengleich an, setzte sich von Straße zu Straße fort und zeigte unverkennbar, in wie hohem Grade man ihn noch liebte.

Nach Beendigung der Parade ritt er auf die Prinzessin Gisela zu, die, in dem königlichen Galawagen sitzend, dem Schauspiele beigewohnt hatte.

In diesem Augenblicke wurde er von allen Seiten umringt; und als seine Diener die Menge zurückzuhalten suchten, wehrte er ihnen eifrig, so daß es die größte Mühe kostete, ihm, als er im Schritt nach der Stadt zurückritt, einen Weg zu bahnen. Die Begeisterung war so überwältigend, daß er sich veranlaßt fühlte, dem Volke noch an demselben Tage in einem eigenhändig verfaßten Erlaß für alle die Beweise treuer Ergebenheit und Liebe zu danken, die ihm zuteil geworden waren.

Dies war das letztemal, daß er den Bürgern Münchens Gelegenheit gab, ihm zu huldigen, das letztemal, daß sein Herz mit den Herzen seiner Untertanen in gleichem Takte schlug. —

Gleichwohl war dieser lichte, stimmungsreiche Tag nicht durch das Verlangen des Königs, seinem Volke wieder näher zu treten, hervorgerufen worden, sondern da der deutsche Kronprinz jeden Herbst Revue über die bayrischen Truppen abzuhalten pflegte, hatte vielmehr die Eifersucht gegen ihn den einsamen König veranlaßt, wieder vor die Welt zu treten.

Beim Einzuge des Heeres im Jahre 1871 war seine Mißstimmung gegen Kronprinz Friedrich klar zutage getreten, und diese hatte sich im Laufe der Jahre nicht vermindert. Empfund Ludwig der Zweite die Oberherrschaft Preußens doch schwerer als irgendeiner der übrigen Fürsten, weil sein Reich größer war als die Länder der anderen, und weil

sein Gemüt krank und wund war. Während seine Minister 1870—71 die Verhandlungen über den Zusammenschluß der deutschen Staaten in die Länge zogen, hatte der deutsche Kronprinz unmutige Worte gegen Bayern fallen lassen, die dessen Könige nicht verborgen geblieben waren.

Wilhelm der Erste hatte Ludwig 1872 die Kette des Schwarzen Adlerordens übersandt; aber es war dem Sendboten des Kaisers nicht möglich gewesen, eine Audienz bei dem König zu erlangen, trotzdem der preußische Gesandte in München ihm eindringliche Vorstellungen machte. Schließlich überredete man Ludwig, wenigstens ein Dankschreiben abzusenden; er schrieb, daß „es ihn freuen würde, den Orden des Kaisers zu einem späteren Zeitpunkte entgegenzunehmen, wenn er sich weniger müde fühlte; jetzt jedoch sei er zu überanstrengt und könne keinen festen Tag bestimmen!“

Aber er nährte keine feindlichen Gefühle gegen den alten Kaiser. In seinen letzten Lebensjahren bezeichnete er die Attentate, die gegen diesen verübt worden waren, als einen der Gründe, weshalb es ihm zuwider sei, mit Menschen in Berührung zu kommen. Und als der Kaiser zusammen mit der Großherzogin von Baden die Wagner-vorstellungen in Baireuth besuchte, sandte Ludwig seinen Sekretär dorthin, damit er alles so bequem als möglich für den greisen Monarchen und seine Tochter einrichte.

Wilhelm seinerseits hegte nur freundliche Gefühle für Ludwig, und häufig äußerte er, daß es ihm leid tue, daß der König von Bayern sich so viel zurückziehe. Niemals aber vergaß er die Dienste, die Ludwig ihm und Deutschland erwiesen hatte.

Aber der König von Preußen war fast dreimal so alt wie der König von Bayern, und überdies war er Soldat vom Scheitel bis zur Sohle; von einem engeren Verhältnis

zwischen ihnen konnte deshalb keine Rede sein, um so weniger, als Ludwig keineswegs die Begeisterung teilte, die man im allgemeinen für die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches empfand, und des unablässigen Lobes über seine Haltung in den Jahren 1870—71 müde war. Er war vor allen Dingen Bayer und äußerte oft: „Man ehrt mich nur durch die Farben meines Landes!“

Kronprinz Friedrich war eine lebhafte Natur und wog nicht immer ab, was er sprach.

Einige hingeworfene Worte wurden Ludwig hinterbracht und erbitterten diesen sehr.

Als der deutsche Kronprinz anfangs der siebziger Jahre wünschte, aus Gesundheitsrücksichten den Sommer mit seiner Gemahlin in Berchtesgaden zu verleben, beeilte sich der König, dem beabsichtigten Besuche Hindernisse in den Weg zu legen, indem er vorgab, daß die dortige königliche Villa als Wohnung für seinen geisteskranken Bruder benützt werden sollte.

Da bot eine Dame aus der deutschen Aristokratie, die in Berchtesgaden ein Haus besaß, dieses dem Kronprinzen an, und augenblicklich änderte Ludwig seine Gesinnung. Der folgende charakteristische Brief zeigt, daß er seine Unfreundlichkeit einen Augenblick lang bereute.

„Mein lieber Freund!

Aus Deinem lieben Briefe habe ich ersehen, daß Ihr die zur Benutzung während der Sommerfrische von Fräulein von Waldburg angeboten erhaltene Besizung bereits definitiv angenommen habt, was mir recht leid tut, da es mir zur Freude gereicht hätte, wenn Du, lieber Vetter, mit den Deinen meine Villa zu Berchtesgaden während des dortigen Aufenthaltes bewohnt hättest, zumal nach erhaltenem Gutachten der Ärzte Otto zurzeit seine Kur in Nymphen-

burg fortsetzen soll, somit die Villa Euch unbeschränkt zur Disposition gestanden hätte.

Ich gebe mich der freudigen Hoffnung hin, daß der Aufenthalt in würziger Bergluft der Kronprinzessin und Deinen Kindern freudebringend und stärkend sein möge.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß es Euch in dem schönen Berchtesgadener Lande recht wohlgefallen möge und bleibe, Dich ersuchend, der Kronprinzessin von mir die Hand zu küssen, in alter Freundschaft

Dein treuergebener Vetter

Ludwig."

Aber diese versöhnliche Stimmung war nur vorübergehend; denn wenn Friedrich in späteren Jahren nach München kam, hielt er sich immer infognito dort auf, besuchte die Kunstsammlungen und die technischen Museen und empfing einige seiner alten Waffenbrüder, besuchte aber niemals den König, wie auch dieser ihm nie einen Besuch abstattete.

Der Widerwille wuchs auf beiden Seiten, zumal sich Ludwig unglücklicherweise keinerlei Mühe gab, seine Gefühle zu verbergen, und oft genug rückhaltlos über seine Erbitterung gegen dieses Mitglied des deutschen Kaiserhauses sprach. Seine Umgebung aber betrachtete es nicht als ihre Schuldigkeit, mit dem, was sie gehört hatte, hinter dem Berge zu halten, und so nahmen die Worte des Königs bisweilen ihren Weg über Wien nach Berlin, wo ihre Wirkung natürlich nicht ausblieb.

1874 begrüßte Ludwig Kaiser Wilhelm zum letztenmal auf dem Bahnhofe in München; denn später reiste auch der alte „Siegeskaiser“ infognito durch Bayern, wenn er allsommerlich zur Kur nach Gastein ging.

## 2.

**König Ludwig und Kaiserin Elisabeth.**

Ludwigs Mißgunst gegen ein einzelnes Mitglied des Hauses Hohenzollern vernichtete allmählich das gute Verhältnis zu der verwandten kaiserlichen Familie; dafür aber bewirkte die Sympathie, die er für die Kaiserin Elisabeth fühlte, daß sich das Verhältnis zu dem Hause Habsburg sehr freundschaftlich gestaltete.

Seine Verlobung mit seiner Cousine Sophie Charlotte hatte bittere Erinnerungen zurückgelassen. Obwohl Ludwig selbst die Verlobung aufgelöst hatte, und obwohl Sophie Charlotte kaum imstande gewesen sein würde, ihn glücklich zu machen, ist es doch Tatsache, daß er nach der Aufhebung der Verlobung ein Sklave seiner Schwermut wurde.

Die Herzogin hatte ihm viel zu verzeihen; und doch glaubte der kranke König, der sich selbst zur Einsamkeit verurteilte, daß er der Geränkte sei.

Fast die gesamte königliche Familie hatte für seine einstige Verlobte Partei ergriffen und war mit gutem Grunde über seinen Wankelmuth erbittert; aber trotz des Unrechtes, das er dem herzoglichen Hause zugefügt, hatte doch einer von Sophies Brüdern und eine ihrer Schwestern Nachsicht mit ihm gehabt.

Der Herzog Karl Theodor hatte mit dem Blicke des Arztes seinen Vetter durchschaut und in seinem kranken

Gemüthe eine Entschuldigung für seine Handlungsweise gefunden; die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich fühlte sich durch Eigenschaften an ihm angezogen, die den Anlagen ihrer Schwester weniger entsprachen und Sophie beunruhigt hatten.

Es ist schwer festzustellen, ob es Sophies Ähnlichkeit mit Elisabeth war, die seine Gefühle für die Herzogin geweckt hatte, oder ob eine halb unbewusste Sehnsucht nach seiner einstigen Verlobten das Band zwischen der Kaiserin und ihm um so fester knüpfte. Jedenfalls war es auffallend, daß Ludwig, der sonst den Frauen gegenüber so zurückhaltend war, eine dauernde Freundschaft mit Elisabeth schloß.

Die äußere Ähnlichkeit zwischen den beiden Schwestern war außerordentlich groß, aber die innere Harmonie stand durchaus nicht in demselben Verhältnisse; denn trotz ihrer Schönheit und ihrer sorgfältig entwickelten Talente war Sophie keine ungewöhnliche Frau, während Elisabeth einen reichen Geist, aber ein unflortest Gemüt besaß. Von wenigen verstanden und doch von den meisten bewundert, war sie am ehesten diejenige, die in das Leben des Königs von Bayern gepaßt haben würde.

Beide besaßen dieselbe Unruhe des Blutes, wie sie denselben Hang nach Einsamkeit gemeinsam hatten; und dieselbe Scheu vor der großen Menge, die Ludwig in so hohem Grade beherrschte, war auch ein Kennzeichen Elisabeths. Sie waren mit denselben schwermütigen Anlagen behaftet; und sogar in ihrem Äußeren herrschte eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den beiden, die mit einer so ungewöhnlichen und seelenvollen Schönheit begabt waren.

Keines von ihnen beiden hatte die Freuden der Jugend gekannt; denn das Zepter war in ihre Hand gelegt worden,

als sie noch Kinder waren. Und die Macht, in deren Besitz sie zu zeitig gelangten, hatte in ihnen beiden eine Abgeneigtheit dagegen entwickelt, auch nur ein Geringes ihrer Eigenart zu opfern.

Ludwig öffnete niemals die Pforte zu der Tiefe und Besonderheit seiner Persönlichkeit; und auch Elisabeth hielt ihr Inneres wohlbewußt verschlossen. Wie eifrig die Menge auch unter den Gerüchten, die umherschwirrten, suchte, so erlangte sie doch niemals Gewißheit darüber, was jene beiden in ihrem tiefsten Inneren bewegte.

Aber gegenseitig fanden sie eine Erleichterung darin, sich über die unbefriedigten Wünsche und die verborgen gehaltenen Enttäuschungen an den Idealen, die sie nährten, ihre Herzen zu öffnen.

Fast bis zum Übermaße stolz, waren sie nichtsdestoweniger freundlich gegen die Landbevölkerung, mit der sie in Berührung kamen, und beide waren von Natur außerordentlich mildtätig; aber die Leiden ihrer Nächsten vermochten weder bei ihm noch bei ihr die Gedanken von sich selbst abzulenken.

Sowohl der König wie die Kaiserin flüchteten sich in die Welt der Bücher; und wenn sie beisammen waren, knüpften ihre literarischen Interessen sie nur noch enger aneinander. Infolge dieser gegenseitigen Hingebung aber übten sie großen Einfluß aufeinander aus, wobei Elisabeth, da sie älter und welterfahrener war und ihren Vetter zwar nicht an Intelligenz, wohl aber an Energie überragte, die größere Macht ausübte.

Freilich war Ludwig nicht immer geneigt, ihrem Räte zu folgen. So begab sich die Kaiserin zeitig zur Ruhe, stand jeden Morgen um fünf Uhr auf und wanderte hinaus in die Natur, während der König hingegen seine Nächte mit

Musizieren und Lesen verbrachte und sich erst zur Ruhe begab, wenn der Tag graute. Beide waren auch leidenschaftliche Reiter gewesen, hatten diesen Sport jedoch aufgeben müssen; aber während Elisabeth dafür meilenweite Fußwanderungen unternahm, beschränkte Ludwig sich auf tägliche Ausflüge in einem geschlossenen Wagen.

Elisabeth verbrachte ihre Sommer zum Teil in Feldafing, in der Nähe von Ludwigs Schlössern; auf der Roseninsel im Starnberger See\*) gaben sie sich Stelldichein; und nicht selten geschah es auch, daß die Kaiserin ganz unerwartet in seinem Arbeitszimmer auf Schloß Berg oder Neuschwanstein erschien und stundenlang bei ihm sitzen blieb.

Sie brachte Schönheit und Harmonie in seine stillen Säle; und selbst in seinen letzten, dunklen Lebensjahren, in denen er sonst niemand empfing, legte er Wert auf ihre Besuche.

Prinz Leopold von Bayern hatte sich 1873 mit Elisabeths ältester Tochter Gisela vermählt, und bei dieser Gelegenheit war Ludwig einmal aus seiner gewohnten Zurückgezogenheit herausgetreten. Prinzessin Gisela war überhaupt eine seiner wenigen weiblichen Verwandten, die sich seiner Liebeshwürdigkeit erfreuen konnten. Aber wie schmeichelhaft seine Huld auch war, so konnte sie bisweilen doch recht unbequem werden; denn der König, der die Nacht zum Tage machte, schickte ihr mitten in der Nacht Geschenke und Blumensträuße und wollte seine Gewohnheiten weder um ihret- noch um ihrer Mutter willen ändern.

Die jüngste Tochter der Kaiserin, Marie Valerie, hatte auch oft den Wunsch ausgedrückt, die Bekanntschaft ihres

\*) Vergl. „Kaiserin Elisabeth“ (Reclams Universal-Bibl. Nr. 4241/42), Kapitel 18.

Onfels zu machen, und Elisabeth gab sich viel Mühe, eine Begegnung zustande zu bringen. Aber der König wollte sich nicht in seiner Ruhe stören lassen.

„Ich begreife nicht, warum mir die Kaiserin immer von ihrer Valerie erzählt,“ sagte er zu jemandem aus seiner Umgebung. „Valerie habe Lust, mich zu sehen, sagt sie; aber ich habe durchaus keine Lust, ihre Valerie zu sehen.“

## 3.

**König Ludwig und Königin Marie.**

Ein Bild, das in Bayern sehr verbreitet ist, stellt Maximilian den Zweiten und seine Familie im Garten von Hohenschwangau dar. Man erblickt darauf die Königin mit Prinz Otto auf ihrem Schoße, während der König, der neben ihr steht, seine Hand auf das Haupt des Kronprinzen Ludwig gelegt hat. Er ist in der vollen Kraft seines Mannesalters dargestellt, und seine Gemahlin strahlt von Glück und Schönheit.

Aber nur wenige Jahre hatten die Verhältnisse in der bayrischen Königsfamilie völlig verändert: die lebensfrohe Königin war Witwe geworden, die stolze Mutter eine „Mater dolorosa“. Prinz Otto, ihr Herzenskind, war unheilbar geisteskrank; und die Bewunderung, die Ludwig geweckt hatte, die großen Hoffnungen, deren Gegenstand er in seiner ersten Regierungszeit gewesen war, konnten ihre bangen Ahnungen betreffs seiner Zukunft nicht beschwichtigen.

Bis Mitte der siebziger Jahre pflegte sie mit ihrem ältesten Sohne gleichzeitig Hohenschwangau zu bewohnen, wo die Königin-Witwe die erste Etage des Schlosses benützte, während der junge König in der zweiten Etage hauste. Aber obwohl sie beide diese Stätte in gleich hohem Maße liebten, und obwohl Hohenschwangau der Wittwensitz der Königin Marie war, führte das Einsiedlerleben ihres Sohnes auch hier eine Veränderung herbei: in späteren

Jahren reiste Ludwig nach Linderhof, wenn seine Mutter kam; und sie zog sich nach Elbingen-Alp zurück, wenn ihr Sohn zurückkehrte.

Begegneten sie einander, so trat er seiner Mutter immer mit großer Ehrerbietung entgegen, und wenn es einmal zu Disharmonien zwischen ihnen kam, so verstand er seine Hefigkeit zu beherrschen; aber die bürgerliche Lebensanschauung der Königin-Witwe fand niemals den Schlüssel zu seinem verschlossenen Wesen. Einmal um das andere zurückgestoßen, gab sie schließlich die Hoffnung auf, sein Vertrauen zu gewinnen, obwohl die Liebe noch in beider Herzen lebendig war. —

Hohenschwangau gegenüber stand auf einem Felsvorsprunge eine mächtige Tanne, die, von der untergehenden Sonne beleuchtet, die Königin-Witwe oft an einen Weihnachtsbaum erinnerte. Eines Winters, als sie sich beide auf ihrem Lieblingschlosse aufhielten, feierten Mutter und Sohn den Weihnachtsabend zusammen; und als die Geschenke verteilt waren, führte Ludwig seine Mutter an das Balkonfenster. Er zog die schweren Sammetportieren zur Seite, und da sah die Königin-Witwe in der schneebedeckten Landschaft draußen einen herrlichen Weihnachtsbaum strahlen; jene Tanne auf dem Felsvorsprunge, die Ludwig mit Lichtern hatte schmücken lassen, um seiner Mutter eine Freude zu bereiten.

Marie von Bayern liebte die Landbevölkerung und trat oft und gern in persönlichen Verkehr mit den einfachen Leuten; denn die Sitten der Bauern, vor allen Dingen aber ihre tiefe, kindliche Religiosität sagten ihrem frommen Sinne zu.

Von Geburt eine Hohenzollern, war sie in dem evangelischen Glauben erzogen worden, und ihre eigene Mutter

war eine strenge Protestantin gewesen. Solange Bayern ein Königreich gewesen war, hatten seine Königinnen dieser Kirche angehört, was der protestantische Teil der Bevölkerung als eine große Stütze und Hilfe betrachtete. Um so größer war deshalb die Enttäuschung, als man hörte, daß die Königin-Witwe zur katholischen Kirche überzutreten beabsichtige.

Auch ihre Verwandten in Preußen waren schmerzlich überrascht, und ihre Schwester, die Prinzessin von Hessen-Darmstadt, reiste sogar nach Hohenschwangau, um sie noch im letzten Augenblicke umzustimmen; ja, selbst der deutsche Kaiser, dessen Herzen sie immer sehr nahegestanden hatte, machte ihr aus demselben Grunde Vorstellungen.

Aber das Leben hatte ihr zu viele Prüfungen gebracht, als daß die Einwirkung der Menschen sie von dem hätte abbringen können, was sie als eine Gewissenssache empfand, und kummervoll, aber nicht bitter, zog sie sich von der Welt und den Menschen zurück, deren Hochachtung und Teilnahme ihr in die Einsamkeit folgten.

In der kleinen Kapelle in Wallenhofen wechselte sie in aller Stille ihren Glauben.

Zweifellos war diesem Schritte mancher harte Kampf vorausgegangen. Man nahm an, daß König Ludwig ihre Handlungsweise nicht billigte; aber seine freiheitliebende Natur wollte ihrem Wunsche keine Hindernisse in den Weg legen, und bei einer religiösen Festlichkeit in München verkündete er der Menge persönlich, was seine Mutter beschlossen habe.

## 4.

Staat und Kirche. — Ignaz von Döllinger. —  
Die Briefe des Königs an seinen alten Lehrer.

An einem Weihnachtsabende in den siebziger Jahren wohnte Ludwig der Zweite mit der Königin-Witwe und den königlichen Prinzen der Mitternachtsmesse in der Hofkirche in München bei.

Mitten während des Gottesdienstes legte er plötzlich sein Gebetbuch beiseite, warf sich auf die Knie nieder, verbarg das Angesicht in den Händen und weinte laut. Seine Mutter, die ihn unruhig beobachtete, rief ihren Schwager, den Prinzen Luitpold, herbei, der in der Loge daneben saß; und als der König sich erhob und sein Haupt an ihrer Brust barg, führten sie und sein Onkel ihn hinweg nach seinen Gemächern.

Wenige Tage vorher hatte die Vollstreckung eines Todesurteils stattgefunden, was einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ein in Bayern lebender zwanzigjähriger Neapolitaner, der einen Mord verübt hatte, war zum Tode verurteilt worden; und obwohl der junge König, an den die armen Eltern des Unglücklichen eine herzerreißende Bittschrift gesandt hatten, ihn zu begnadigen wünschte, hatten sich seine Minister seiner Absicht durchaus widersetzt.

In späteren Jahren nahm Ludwig nur selten an einem Gottesdienste in München teil; aber wenn er auf Berg wohnte, besuchte er regelmäßig eine kleine Kirche, die in dem dortigen Parke errichtet war. In seinem Schlosse

Neuschwanstein stand ein Altar und in seinem Schlafgemache ein Betstuhl. Und wenn er die kleinen Dorfkirchen im Hochgebirge besuchte, kniete er oft unerkannt zwischen den Betenden.

In Oberammergau ward er so von den Passionsspielen ergriffen, daß er dort eine großartige Marmorgruppe errichten ließ, welche die Kreuzigung darstellt.

Aber bei all seiner Gottesfurcht war er sehr tolerant und haßte konfessionelle Streitigkeiten durchaus.

In Regierungssachen bewahrte er einen ruhigen und sicheren Blick, und zwar nicht zum wenigsten, wo es Angelegenheiten der Kirche galt; das Verhältnis zwischen der päpstlichen Macht und seiner Regierung jedoch war alles andere als friedlich.

Ludwig hatte eine moderne Auffassung von dem Verhältnisse der Kirche zum Staate; er wünschte, daß die Schule aus den Fesseln der Kirche gelöst werde, und die Reformen der Regierung in dieser Hinsicht wurden die Quelle zu heftigen Fehden.

Die katholische Kirchenpartei, die sich mit dem Namen „national“ schmückte, vermochte es, eine starke Stimmung gegen ihn und seine Minister zu wecken; in Wirklichkeit war diese Partei jedoch weniger national gesinnt als die anderen Parteien; denn die katholische Kirche ist in ihrem Prinzip und in ihrer ganzen Organisation international, und in Rom laufen die Drähte aus den katholischen Gemeinden in allen Teilen der Welt zusammen.

Innerhalb der katholischen Geistlichkeit selbst herrschte aber keine Einigkeit.

Eine der Spitzen der Kirche in Bayern war zu jener Zeit der Dompropst Ignaz von Döllinger, der Ludwigs Lehrer gewesen war und einer der wenigen unter diesen, die

er in seiner Jugend wirklich gern gehabt hatte. Er gehörte bekanntlich zu den bedeutendsten Theologen des vorigen Jahrhunderts und hatte 1863 ein Buch „Papstfabeln des Mittelalters“ veröffentlicht, das ihn bei der römischen Kurie auf die schwarze Liste gebracht hatte. Aber trotz aller Drohungen von Rom aus setzte er ruhig den Weg fort, den ihm sein unerschrockener Geist und seine wissenschaftlichen Forschungen vorzeichneten.

Im Jahre 1864 hatte Pius der Neunte den sogenannten „Syllabus“ ausgesandt, in dem er die mittelalterliche Auffassung von der Oberherrschaft der Kirche über den Staat geltend machte und präziserte, und durch den er das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes vorbereiten wollte. Aber Döllinger machte dieses Aktenstück zum Gegenstande einer vernichtenden Kritik. Wenn seine Schriften auch keinen Einfluß auf die unaufgeklärten Massen ausübten, die die Botschaft des Heiligen Vaters mit blindem Gehorsam entgegennahmen, so machten die Ausführungen des Dompropstes in den wissenschaftlichen Kreisen der katholischen Welt doch einen tiefen Eindruck.

München ward das Zentrum der Opposition, und Döllinger war selbstverständlich ihr Führer. Aber jetzt wandelte sich die verbissene Erbitterung, deren Gegenstand er längst in Rom gewesen war, in offene und heftige Verfolgung. Unter all diesen Kämpfen hielt jedoch König Ludwig seine schützende Hand über seinen alten Lehrer,\*) dem er eines Tages den folgenden Brief sandte.

\*) Auch Ludwigs vertrauter Minister Fürst Hohenlohe hielt es für seine Pflicht, gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes einzuschreiten. In einem Rundschreiben lud er alle deutschen Regierungen ein, dagegen zu protestieren, fand aber keinen Anschluß.

„Mein lieber Stiftspropst von Döllinger!

Ich hatte die Absicht, Sie heute zu besuchen, ward aber leider durch Unwohlsein verhindert, mein Vorhaben auszuführen, Ihnen persönlich zu Ihrem heurigen Geburtsfeste meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche auszusprechen; ich sende sie daher auf diesem Wege. — Ich hoffe zu Gott, er möge Ihnen noch viele Jahre in ungetrübter Frische des Geistes und der Gesundheit verleihen, auf daß Sie den zu Ehren der Religion und der Wissenschaft übernommenen Kampf zur wahren Wohltat der Kirche und des Staates glorreich zu Ende führen können. Ermüden Sie nicht in diesem so ernstern und folgenschweren Kampfe und mögen Sie stets von dem Bewußtsein getragen werden, daß Millionen vertrauensvoll zu Ihnen als Vorkämpfer und Hort der Wahrheit emporsehnen und der sicheren Hoffnung sich hingeben, es werde Ihnen und Ihren unerschrockenen Mitstreitern gelingen, die jesuitischen Antriebe zerschanden zu machen und dadurch den Sieg des Lichtes über die menschliche Bosheit und Finsternis zu erringen. Das walte Gott, und darum will ich ihn bitten aus Grund der Seele. — Unter Erneuerung meiner aufrichtigen und innigen Wünsche für Ihr Heil und Wohlergehen sende ich Ihnen, mein lieber Stiftspropst v. Döllinger, meine freundlichsten Grüße und bleibe mit den Gefühlen des steten Wohlwollens und unerschütterlichen Vertrauens stets

Ihr sehr geneigter

König Ludwig.

Den 28. Februar 1870.“

Am 18. Juli desselben Jahres verkündete Pius der Neunte sein Unfehlbarkeitsdogma, und wenige Wochen

später traf Ignaz von Döllinger der Bannstrahl. Es gereicht König Ludwig zu großer Ehre, daß er ihn auch ferners hin stützte und beschützte, wofür ein weiteres Schreiben vom 28. Februar 1871 Zeugnis ist, in dem es unter anderem heißt:

„Mein lieber Stiftspropst und Reichsrat  
Dr. von Döllinger!

Ich kann Ihr heutiges Geburtsfest nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen durch Übersendung meiner besten und innigsten Glückwünsche ein Zeichen meiner besonderen Gewogenheit zu geben. — Gleich dem Lande bin ich stolz, Sie den Unsrigen nennen zu können, und hege die frohe Zuversicht, daß Sie wie bisher als Zierde der Wissenschaft und in erprobter Anhänglichkeit des Thrones noch lange Ihr ruhmreiches Wirken zum Besten des Staates und der Kirche betätigen werden. Raum habe ich nötig hervorzuheben, wie hoch mich Ihre so entschiedene Haltung in der Unfehlbarkeitsfrage erfreut, sehr peinlich berührt mich dagegen, daß Abt Haneberg seiner innern richtigen Überzeugung zum Trotz sich blindlings unterworfen hat, er tat es, wie ich vermuten darf, aus „Demut“. Dies ist meiner Ansicht nach eine sehr falsch verstandene Demut, es ist eine niedrige Heuchelei, offiziell sich zu unterwerfen und nach außen eine andere Überzeugung zur Schau zu tragen als jene, von welcher das Innere erfüllt ist. — Ich freue mich, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe, ich habe es immer gesagt, daß Sie mein Bossuet, er dagegen nur mein Fénelon ist. — Stolz bin ich dagegen auf Sie, wahrer Fels der Kirche, nach welchem die im Sinne des Stifters unserer hl. Religion denkenden Katholiken in unerschütterlichem Vertrauen mit hoher Verehrung blicken dürfen. Ich versichere

Sie, mein lieber Herr Stiftspropst, der steten Fortdauer meines Wohlwollens und bleibe Ihnen meine freundlichsten Grüße sendend

Ihr sehr geneigter

König Ludwig."

Am 28. Februar 1871.

Der König pflegte auch später oft Aufklärungen über religiöse Werke von Döllinger zu verlangen, und er sandte mehrere Male zu ihm, um sich eine Erklärung einzelner Schriftstellen von ihm zu erbitten. —

Johannes von Lutz, der Sohn eines Dorfschulmeisters, der sich schon frühzeitig als hervorragender Jurist einen Namen gemacht hatte, war der Nachfolger des Fürsten Hohenlohe im Ministerium geworden; und als auch er von der katholischen Kirchenpartei verfolgt wurde, adelte ihn Ludwig, machte ihn zum Freiherrn und ließ ihm stets seinen Schutz angedeihen.

Als im Jahre 1883 die Mehrzahl im Landtage gegen die Regierung opponierte, sandte er ihm das folgende charakteristische Handschreiben:

„Mein lieber Minister von Lutz!

Ich habe mit Bedauern die Schwierigkeiten verfolgt, welche in den letzten Monaten dem, wie ich weiß, nur auf das Wohl des Landes gerichteten Wirken Meiner Minister in den Weg gelegt wurden, und finde Mich bewogen, die bestimmte Erwartung auszusprechen, daß Sie und Ihre Amtsgenossen, die von Mir berufenen Räte der Krone, auch fernerhin fest ausharren und mit aller Kraft für die Rechte Meiner Regierung eintreten werden, wie es bisher geschah. Was insbesondere das Verhältnis der Kirche zum Staat



• Ludwig II. in Zivil.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.

ater  
sten  
"  
über  
ndte  
Iner  
der  
men  
lohe  
tho-  
wig,  
chutz  
egen  
raf-  
olgt,  
auf  
ifter  
die  
Ihre  
auch  
echte  
hab.  
taat

bet  
zeit  
hör  
die  
Me  
die  
abe  
alle  
un  
zud  
feir  
Me  
dru  
das  
Me

betrifft, so habe Ich der Kirche stets und aus innigster Überzeugung Meinen vollen Schutz gewährt und werde nie aufhören, den religiösen Sinn Meines Volkes, in welchem Ich die Grundlage der Ordnung erkenne, zu schirmen. Es ist Mein Wille, daß den religiösen Bedürfnissen des Landes die sorgsamste Beachtung und Pflege zuteil werde. Ich will aber ebenso fest, daß Meine Regierung jetzt und in Zukunft allen Bestrebungen entgegentritt, welche darauf abzielen, die unzweifelhaften und notwendigen Rechte des Staates zurückzudrängen, und welche Staat und Kirche in eine unheilvolle feindliche Stellung bringen würden. Indem ich diesem Meinem Willen hier zur Bekräftigung wiederholten Ausdruck gebe, spreche Ich Ihnen und Ihren Amtsgenossen für das treue Ausharren unter so großen Schwierigkeiten gerne Meine warme Anerkennung aus.“

---

## 5.

## Ludwig II. in seinem täglichen Leben.

Als Bayern im Jahre 1880 das siebenhundertjährige Jubiläum des Hauses Wittelsbach feierte, verbat sich der König alle Festlichkeiten und erließ nur von seinen Bergen aus eine Proklamation, in der er erklärte, daß er sich eins mit seinem Volke fühle, und in der er zugleich den Wunsch aussprach, daß man zur Erinnerung an den Tag eine wohlthätige Stiftung errichten möge. Aber es weckte mit Recht Unwillen, daß er sich nicht zeigte.

Einige Jahre vorher hatte der Regierungsbezirk Pfalz das Jubiläum seiner Wiedervereinigung mit Bayern gefeiert, und Ludwig hatte versprochen, zugegen zu sein, schickte jedoch in der letzten Minute eine Absage, obwohl dieser Regierungsbezirk während des Krieges von 1866 seine Treue aufs glänzendste bewiesen hatte. Er gab vor, er sei krank, ließ sich aber nicht abhalten, denselben Tag in die Schweiz zu reisen, um seinen Freund Richard Wagner zu besuchen.

Wenn man von der letzten Zeit seines Lebens absieht, so muß man indessen zugeben, daß er seine Regierungsgeschäfte trotz allem pünktlich erledigte. Er legte Gewicht darauf, daß nichts aufgeschoben wurde; und, abgesehen von der Repräsentation, der er sich immer zu entziehen suchte, haben selbst seine Gegner anerkennen müssen, daß er sein königliches Amt eine lange Reihe von Jahren hindurch pflichtgetreu erfüllte.

Im Anfange seiner Regierung hatte er die Gewohnheit, zeitig aufzustehen; aber es dauerte nicht viele Jahre, so ward seine Zeiteinteilung höchst eigentümlich; und späterhin zeigte er sich selten vor Mittag.

Wenn er sich in den Bergen aufhielt, wurden ihm die Dokumente, die er unterzeichnen sollte, durch einen Eilboten zugeschickt, der München jeden Morgen verließ und an demselben Abende dorthin zurückkehrte. Der Kabinettssekretär begleitete Ludwig beinahe immer. In den verschiedenen Departements merkte man deshalb keine Unregelmäßigkeiten als Folge seiner Abwesenheit.

Während der warmen Sommerszeit wurden die Staatsgeschäfte gelegentlich auch im Freien erledigt, indem man auf einem mit türkischen Teppichen belegten Grasplatze Tische und Stühle aufstellte und vor den Platz des Königs große Blumensträuße setzte. Hier trug der Kabinettssekretär die Dokumente vor, der König traf seine Entscheidungen, verabschiedete sich und verschwand ebenso schnell wieder, wie er gekommen war.

Der Sekretär hatte eine schwere Stellung; denn wenn Ludwig von seiner schlechten Laune beherrscht war, konnte er eine bloße Miene oder einen nicht genau gewählten Ausdruck übelnehmen; und oft sandte er seinem Sekretär spät in der Nacht Briefe, in denen er ihn aufforderte, über ein einziges unüberlegtes Wort Rechenschaft abzulegen. Aber gleichzeitig war er auch bemüht, ihm, wenn er zufrieden mit ihm war, eine Freude zu bereiten: häufig überraschte er ihn und seine Familie mit Photographien, mit Büchern und anderen wertvollen Gegenständen.

Wenn der König im Herbst nach Hohenschwangau gezogen war, fuhr er jede Nacht in seinem prächtigen Wagen oder in seinem Schlitten aus; und dann sauste sein Gefährt

wie der Sturmwind davon, durch die Dörfer und durch die dunklen Wälder, an schneebedeckten Bergen und an tiefen Abgründen vorüber. Aber bisweilen geriet er auf diesen nächtlichen Ausflügen auch in Lebensgefahr. So wurde z. B. in einer stürmischen Nacht sein Vorreiter, der die Landstraße nicht mehr von dem Abgrunde unterscheiden konnte, von einer solchen Angst ergriffen, daß er die Fackel von sich warf und blindlings davonjagte. Ludwigs Leben aber ward gleichsam nur durch ein Wunder gerettet.

Wenn er in München weilte, fuhr er täglich nach dem „Englischen Garten“, wo er dann ganz allein, den Hut tief in die Stirn gedrückt, unter den alten Bäumen auf und ab schritt. Immer beherrschte ihn eine krankhafte Furcht vor Verfolgungen, was auch erklärt, daß er sich bei Ausfahrten durch seine Hauptstadt stets von Polizisten begleiten ließ.

Bei den wenigen Gelegenheiten, wo er sich dem Volke zeigte, schritt er, den Kopf zurückgeworfen, außerordentlich stramm einher, was Übelgesinnte als ein Zeichen von Größenwahn betrachteten, während die meisten anderen seine Haltung stolz und königlich fanden. In Wahrheit aber hatte er eine schlechte Haltung und einen unsicheren, schwankenden Gang, den er zu verbergen suchte.

Wenn er mit Fremden sprach, so ließ er sie weit von sich stehen, weil es ihm unangenehm war, wenn man merkte, daß er schlechte Zähne hatte; denn er war eitel auf seinen Ruf als Europas schönster Monarch.

Seine Mahlzeiten nahm er fast immer allein an einem unbequemen Tische in seinem Arbeitszimmer ein; und wenn er am Nachmittage Audienz erteilte, nahm er bisweilen sein Mittagsmahl ein, während ihm sein Kabinettssekretär Vortrag hielt. Aber da er niemals pünktlich war, mußten die

Speisen stundenlang für ihn warm gehalten werden, und von den zehn bis zwölf Gerichten, die man ihm servierte; aß er oft nur eines.

Wenn man behauptet hat, daß er in seinen letzten Jahren starke Getränke bis zum Übermaße genossen habe, so entspricht das nicht der Wahrheit; denn in der Regel trank er nur Rheinwein mit Wasser oder Champagner, in den man frische duftende Beilchen gelegt hatte. Feurige Weine trank er überhaupt nicht, weil sie ihm Blutandrang nach dem Kopfe verursachten. Er ließ, bevor er sich zur Ruhe begab, seinen Diener wohl ein Glas Rognak auf seinen Nachttisch stellen, aber meist stand es am anderen Tage noch unberührt.

Ein förmliches Lebensbedürfnis war es dem Könige, Geschenke zu geben, und namentlich zu Weihnachten war es seine größte Freude, alle — von den Prinzen und Prinzessinnen bis herab auf jedes einzelne Mitglied seiner Dienerschaft — mit Gaben zu überraschen. Auch alte Lehrer, die er gern gehabt hatte, und Fernerstehende, denen er auf seinen Wegen begegnet war, und die er schätzen gelernt hatte, vergaß er nicht. Schon lange vor Weihnachten ließ er nach allen möglichen Gegenständen Nachfrage halten, und diese wurden dann nach Hohenschwangau oder Neuschwanstein gesandt, wo sich seine Zimmer in einen reinen Ausstellungs-basar verwandelten.

Auf seine Bestellung hin entstanden in München, in der Schweiz und in Paris Meisterwerke auf dem Gebiete der Kunstindustrie, und da die Gaben, die er verteilte, bald an den Sängerkrieg im dreizehnten Jahrhundert erinnern, bald in den Stil des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts passen sollten, so konnten sich die Künstler, die für Ludwig arbeiteten, in den verschiedensten Stilarten heimisch

machen. Aber er war so ungeduldig, die Kunstwerke zu sehen, daß er meist verlangte, sie müßten sofort fertig sein. Und viele Köpfe und Hände hatten deshalb vollauf zu tun, diese Arbeiten für ihn auszuführen, durch deren Bestellung er viel zur Entwicklung der Kunstindustrie beitrug.

Die Summen, mit denen er unbedeutende Dienste bezahlte, standen jedoch ebensowenig wie seine übrigen Ausgaben im Verhältnisse zu der Apanage des bayrischen Königs. Bei Unglücksfällen und Geldsammlungen sprang er hilfreich ein; aber noch viel größer war die Freigebigkeit, die er in aller Stille entfaltete; und außerdem bezahlte er, solange er lebte, alle die Unterstützungen und Pensionen, die sein Vater bewilligt hatte, aus seiner eigenen Kasse.

## 6.

Ludwig und Richard Wagner. — Der Besuch des Königs  
in Baireuth.

Solange Richard Wagner in München wohnte, brauchte er bloß einen Wunsch hinsichtlich der Aufführung seiner Werke auszusprechen, und sofort erfüllte ihn der König. Nach seinem Wegzuge von München hatte er anfangs in Hans von Bülow einen Stellvertreter, auf den er sich fest verlassen konnte; aber als auch dieser Bayern verließ, ward die Sache schwieriger. Denn obwohl der Hoftheaterintendant Baron von Perfall einen reinen Kultus mit Wagners Werken trieb und seine Opern während seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit siebenhundertzweiundvierzigmals aufführte, veränderten sich die Verhältnisse doch nach und nach unter seiner Leitung.

Am 25. Juni 1868, dem Tage nach der Generalprobe zu den „Meistersingern von Nürnberg“, erhielt Perfall einen Brief von Wagner, in welchem dieser ihm mittheilte, daß er „nun von jeder Verbindung mit dem königlichen Hoftheater zurücktrete“.

Ungefähr zu derselben Zeit sah man Ludwig und Wagner zum letztenmal in München Seite an Seite sitzen. Es war dies bei der ersten Aufführung der „Meistersinger“. Die Vorstellung war glänzend, und Hans von Bülow dirigierte mit dem größten Glan und ganz im Geiste des Meisters. Der König saß in seiner großen Loge und ließ

Wagner bitten, zu ihm zu kommen. Nach dem ersten Akte wurde der Komponist unter Begeisterung herausgerufen; aber er zeigte sich nicht auf der Bühne, weil er den Weg dorthin von der Loge des Königs nicht finden konnte.

Die Vorstellung ging weiter, und als sie zu Ende war, brach der Beifall mit verdoppelter Stärke los. Wagner, der immer noch an der Seite Ludwigs saß, erhob sich und verneigte sich vor dem Publikum von der Loge des Königs aus, was jedoch viel Anstoß erregte. —

In seiner Jugend hatte Wagner Baireuth besucht, und diese Stadt, die so fern von dem Lärme der Industrie und dem zerstreuenden Einflusse der großen Welt lag, hatte einen angenehmen Eindruck in ihm hinterlassen. Im Jahre 1871 kehrte er dorthin zurück, und es entwickelte sich eine warme Freundschaft zwischen ihm und der Bevölkerung, die ihn in ihrer Mitte zu behalten wünschte.

Das große markgräfliche Theater hatte viele Jahre lang unbenützt gestanden, und Wagner einigte sich jetzt mit den leitenden Männern, es zu übernehmen. Da man jedoch bald einsah, daß es sich kaum für ihn eignete, so boten ihm die Bürger einen Bauplatz als Geschenk an, der ihm in jeder Hinsicht zusagen mußte.

Sein Plan, in der kleinen Stadt in den bayrischen Bergen einen Tempel der Kunst zu errichten, wurde von seinen Freunden und Anhängern mit Freuden begrüßt; und sie taten alles, um sein Vorhaben zu unterstützen. Auch Ludwig stand ihm bei den Kämpfen, sein Theater zustande zu bringen, als treuer Mithelfer zur Seite. Als im Jahre 1872 der Grundstein gelegt wurde, telegraphierte ihm der König: „Aus innerster Seele spreche ich Ihnen, teuerster Freund, meinen wärmsten und aufrichtigsten Glückwunsch anläßlich dieses Tages aus, der für ganz Deutschland von

Bedeutung ist. Möge das große Werk von Glück und Segen begleitet sein! Ich weile heute mehr als jemals in meinen Gedanken bei Ihnen!"

Richard Wagners Briefe an Emil Heckel gewähren einen Einblick in die ungeheuren Schwierigkeiten, die er und seine Bewunderer zu überwinden hatten. Im Jahre 1873 herrschte eine Geldkrise in ganz Deutschland und Osterreich; und Banken, die Kredit versprochen hatten, waren nicht imstande, ihre Versprechen zu halten, wodurch die Verwirklichung seiner Idee sehr verzögert wurde. Wagner hatte immer auf die Hilfe Ludwigs gerechnet; aber am 16. Januar 1874 schrieb er an Heckel, daß der König, obwohl er ihn, „seinen stets edelmütigen Beschützer“, um die Garantierung einer Anleihe angegangen habe, sich aus irgendeinem unbekanntem Grunde geweigert hätte, ihm zu helfen.

Ein deutscher Dichter hatte eine schmeichelhafte Ode zu Ehren Ludwigs verfaßt und Wagner aufgefordert, sie in Musik zu setzen; Wagner aber, der nicht wußte, daß der König das Gedicht kannte, hatte dies kalt abgeschlagen. Dadurch hatte sich Ludwig verletzt gefühlt, vermochte schließlich aber seinem Freunde doch nicht lange zu zürnen; denn schon im Februar desselben Jahres stellte er die gewünschte Kaution.

Vom 13. bis zum 30. August 1876 wurde dann in Baireuth der erste „Nibelungen-Zyklus“ aufgeführt und dreimal vor einem begeisterten Auditorium wiederholt, unter dem sich auch der Kaiser von Deutschland, die Großherzöge von Baden und Weimar, der Kaiser von Brasilien, der Großfürst Konstantin von Rußland und viele andere fürstliche Persönlichkeiten sowie literarische und künstlerische Größen aus allen Ländern befanden.

Der König von Bayern, der sonst ausschließlich Separatvorstellungen beizuwohnen pflegte, beschloß ebenfalls, nach

Baireuth zu reisen, trotzdem er dabei genötigt war, sich öffentlich zu zeigen. Er fuhr von Chiemsee direkt nach dem Jagdschlosse „Ermitage“ in unmittelbarer Nähe der Stadt, und nur Richard Wagner war beim Empfange zugegen. Er begrüßte seinen alten Freund herzlich und lud ihn ein, neben ihm im Wagen Platz zu nehmen.

Obwohl Ludwig, um der Menge zu entgehen, jeden Abend auf einem Umwege zu den Vorstellungen fuhr, war er doch sowohl im Theater wie außerhalb desselben Gegenstand stürmischer Ovationen. Er suchte sich ihnen zwar zu entziehen, mußte aber doch immer wieder in seiner Loge vortreten und der Menge danken. Er sah krank aus, und Wagner war der einzige, mit dem er sprach; aber er stattete ihm keinen Besuch in seiner Privatwohnung ab und verließ Baireuth ohne Gefolge und in aller Stille, wie er gekommen war. —

Die deutsche, französische und englische Presse nahmen den Festspielen gegenüber eine ziemlich kühle Stellung ein; wenn sie auch nicht leugnen konnten, daß sie großartig und wohl gelungen gewesen waren, so fand man die „Nibelungen“ doch allzusehr in die Länge gezogen.

Leider wiesen die Vorstellungen ein Defizit von 160 000 Mk. auf, und der Dichterkomponist geriet in die größte Geldverlegenheit. Seine Freunde schlugen ihm vor, sich aufs neue an den König zu wenden; aber Wagner fand, daß er seinen Beschützer schon mehr als hinlänglich in Anspruch genommen habe, und arrangierte die Angelegenheit auf andere Weise.

Die „Nibelungen“ hielten jetzt einen wahren Triumphzug über die ersten Bühnen Deutschlands. Streitende Kunstrichtungen sammelten sich in Bewunderung für sein Werk, und sein Name strahlte in noch größerem Glanze als vorher. Seit jener Zeit wallfahrten begeisterte Zuhörerscharen aus allen Teilen Europas und Amerikas nach dem kleinen

Baireuth, um den Tonschöpfungen des großen Dichterskomponisten zu huldigen.

Ludwigs Bewunderung für Wagners Person hatte sich im Laufe der Jahre etwas abgekühlt, und während seines Besuches in Baireuth hatte man nichts mehr von der früheren schwärmerischen Hingebung verspürt; aber wenn die Freundschaft auch nicht mehr so jugendwarm war, so war sie doch keineswegs abgebrochen. Schrieb doch Wagner noch 1879 an Emil Heckel, daß „sein König ihm einen höchst liebenswürdigen Brief gesandt habe“.

Die Werke des Meisters hatten in dem Gemüte des Königs tiefe Wurzeln geschlagen. Im Jahre 1881 übernahm er das Protektorat über die Festspiele in Baireuth und bestimmte, daß das Orchester und der Chor des Hoftheaters während zweier Monate des Jahres zu Richard Wagners Verfügung stehen sollten. Im Jahre 1882, als der „Parsifal“ zum erstenmal aufgeführt wurde, drückte er den Wunsch nach einer Privatvorstellung aus, der er unbemerkt beiwohnen könne, änderte seinen Entschluß jedoch im letzten Augenblicke, vielleicht weil sich der deutsche Kronprinz unter der Zuhörerschaft befinden sollte.

Einige Monate später wurde der „Parsifal“ unter Mitwirkung derselben Künstler, die in Baireuth gesungen hatten, in München aufgeführt. Wagner verfaßte in Briefform eine Abhandlung über seine Person und seine Arbeiten, die er dem Könige um diese Zeit übersandte, und die mit den Worten begann: „Ich will nicht eine Note mehr schreiben; denn mein Werk ist vollbracht! Ich habe meine Mission trotz des feindlichen Ansturmes einer Welt von Widersachern glücklich und siegreich erfüllt.“

Dies war einer der letzten Briefe des Tondichters an den jungen König, der ihm mehr als ein Freund gewesen war. —

Der Dichterkomponist pflegte jedes Jahr einen Besuch in München abzustatten, wo ihn sein hoher Gönner mit unverändertem Wohlwollen empfing. Als er gegen Ende des Jahres 1882 zum letztenmal dorthin kam, suchte er auch um eine Audienz nach; aber Ludwig bat ihn, zu entschuldigen, daß er ihn nicht empfangen könne, da er sich nicht wohl fühle.

Am 13. Februar 1883 starb Wagner in Venedig. Fünftausend Telegramme flogen nach allen Gegenden der Welt, um die Trauerbotschaft zu melden, und eines der ersten gelangte an König Ludwig, der sich nun heftige Vorwürfe darüber machte, daß er den Meister nicht empfangen hatte.

Einer seiner Adjutanten reiste in seinem Namen nach Venedig, um einen Kranz von Alpenrosen an Wagners Sarge niederzulegen.

Ein Sonderzug führte den Toten sowie seine Witwe und eine Anzahl seiner Freunde und Schüler nach Baireuth, und an der Grenze von Bayern wartete der Sekretär des Königs, um dem Sarge zu folgen und dem Toten die letzte Ehre zu erweisen.

Die Musik aber, die bisher Ludwigs größte Freude gewesen war, ward von nun ab auf keinem seiner Schlösser mehr gestattet, weil sie ihn zu schmerzlich an seinen Jugendfreund erinnerte; und alle Pianinos, auf denen er gespielt hatte, wurden mit Trauerflor umhüllt. Aber noch übten die Werke des Heimgegangenen einen so mächtigen Einfluß auf ihn aus, daß er nach jeder Aufführung des „Parsifal“ auf seinem Schlosse eine Messe lesen ließ. Und als der König tot war, fand man in seinen Lieblingsgemächern überall Büsten, Porträts und andere Erinnerungsgegenstände an Richard Wagner.

## 7.

## König Ludwig und die Künstler.

Ein französischer Journalist, der Ludwig den Zweiten in seinen jungen Jahren zu sehen bekam, hat geäußert: „Seine Schönheit gehört dem romantischen Typus an; denn seine dunklen Augen schauen träumerisch und voller Enthusiasmus in die Welt, und sein schönes Gesicht, seine elegante Persönlichkeit und sein würdevolles Auftreten gewinnen augenblicklich unsere Bewunderung und Sympathie. Er besitzt die ganze Anmut der Jugend, ihre Illusionen und ihre Begeisterung, bietet aber gleichzeitig ein Beispiel des Dranges nach Veränderungen, der der Jugend eigen ist. Seine Untertanen halten ihn für einen maßlosen Schwärmer; aber sie täuschen sich: er ist es nur in einem Punkte, nämlich wo es die Musik betrifft.“

Der König liebte Wagners Opern leidenschaftlich, besuchte dagegen Konzerte selten; aber häufig lud er Opernsänger und Sängerinnen auf seine Schlösser ein, um sich dort vorzusingen zu lassen.

Kurz nachdem er seine Regierung angetreten hatte, wurde ein Schauspieler namens Emil Rohde für das Hoftheater in München gewonnen, der als Don Carlos, als Ferdinand in Schillers „Kabale und Liebe“, als Max Piccolomini und als Mortimer in hohem Grade den Beifall Sr. Majestät gewann. Dieser Rohde war einer der ersten Künstler, denen Ludwig ein besonderes Interesse entgegenbrachte; und im Anfange seines Aufenthaltes in der Haupt-

stadt Bayerns wurde er oft auf das königliche Schloß beschieden. Nach der ersten unverkürzten Aufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ sandte ihm der König das folgende Handschreiben:

„Lieber Rohde!

Sie haben alle meine Erwartungen übertroffen. Mit inniger Freude gedenke ich stets der schönen Stunden, die wir im Winter zusammen verlebten. Ja, sie müssen wiederkehren! Stets bleibe ich Ihr sehr geneigter König

Ludwig.“

Aber die Einladungen wiederholten sich nicht; denn Ludwig hatte bald andere Interessen und andere Lieblinge.

So wurde der Tenorsänger Franz Ignaz Nachbaur, der als Chorist begonnen hatte, und den ein schweizerischer Kunstmäzen bei Lamperti in Mailand hatte ausbilden lassen, mit Gnadenbeweisen geradezu überhäuft. Im Jahre 1868 erhielt er eine Einladung, als Walther von Stolzing in den „Meistersingern von Nürnberg“ mitzuwirken. Er übertraf alle seine Kollegen durch sein glänzendes Äußere und durch die Schönheit und Fülle seiner Stimme.

Ludwig ernannte ihn zum Kammergesänger und übersandte ihm nach jeder neuen Rolle Geschenke, unter anderem auch eine Lohengrin-Rüstung aus getriebenem Silber und eine Menge Diamantnadeln und Ringe, weshalb man Nachbaur, der diese mit kindlicher Freude allen zeigte, scherzweise den „Brillanten-Nazzi“ nannte.

Neben Wagners Musikwerken hörte der König gern die Opern Lorchings, Kreuzers, Verdis und Halévy's. Einst, als er zum erstenmal Halévy's Oper „Guido und Ginevra“ beigewohnt hatte, ließ er Nachbaur holen und sang, obwohl

er niemals einen Blick auf die Noten geworfen hatte, dem überraschten Künstler die ganze große Arie daraus vor. Und als er zu Ende war, sagte er: „Wollen Sie nun die Freundlichkeit haben, mir die Arie vorzusingen; denn ich möchte gern wissen, ob ich sie richtig gesungen habe.“

Als Nachbar einmal krank war, schrieb ihm Ludwig: „Schonen Sie sich! Thun Sie es um Ihrer Familie willen und um sich Ihre göttliche Stimme zu erhalten. Thun Sie es auch um meinetwillen! Ich bitte Sie darum, ich, der König, der sonst nicht zu bitten gewohnt ist!“

Bei einer anderen Gelegenheit schrieb er ihm: „Wir sind beide Gegner alles dessen, was gemein und schlecht ist, und wir glühen in heiliger Begeisterung für alles, was erhaben und rein ist. Deshalb wollen wir auch unser ganzes Leben hindurch treue und aufrichtige Freunde bleiben.“

Der Sänger Vogl erhielt gleichfalls häufig Aufforderungen, sich zu einer bestimmten Zeit in der Nacht bei Ludwig einzufinden, wo er ihm eine Arie vorsingen mußte, um dann wieder nach Hause zurückgefahren zu werden.

Der König war ein vorzüglicher Reiter gewesen, und in seiner Jugend war er auf seinem Lieblingspferde über Stock und Stein gesetzt. Dieses Pferd schenkte er der ausgezeichneten Hofopernsängerin Frau Vogl. So oft sie als Brünhilde in Wagners „Götterdämmerung“ auftrat, ritt sie es, wenn sie den verwegenen Sprung ins Feuer tat.

Bei einer Vorstellung, bei der Bossart und Frau Ramlo die Ringe zu wechseln hatten, sandte ihnen der König zwei Diamantringe, die sie auf der Bühne benützen und zur Erinnerung an ihn behalten sollten.

Überhaupt sparte er weder an Geschenken noch an Auszeichnungen, wo es sich um Schauspieler und Sänger handelte, die seine Gunst gewannen; und goldene Uhren und

Ketten, Brillanten, Armbänder und Broschen fanden ihren Weg aus seiner Loge hinab auf die Bühne als Zeichen seiner Zufriedenheit. Aber in den letzten Jahren seines Lebens ward er auch den Künstlern gegenüber etwas zurückhaltender, wie er überhaupt seltener mit Menschen sprach, die er nicht von früher her kannte. —

Auch gegen die Maler, bei denen er Bestellungen machte, war er in der Regel sehr liebenswürdig, hielt aber sowohl diesen gegenüber wie überall, wo es sich um die szenische Kunst handelte, unerbittlich daran fest, daß alles mit historischer Treue wiedergegeben wurde. So tadelte er z. B. einen Etikettefehler auf einem Gemälde ebenso streng, als ob man ihn in seinen Sälen begangen habe.

Einmal hatte Heinrich von Pechmann den Auftrag erhalten, ein Bild zu malen, das das „Lever de Marie Antoinette“ vorstellen sollte; aber obwohl die Komposition und die Gesamtwirkung recht hübsch waren, sandte der König es ihm mit dem Bescheide zurück, daß „die Hofdamen sich in Gegenwart der Königin nicht fächelten und sich auch nicht mit den Hofkavalieren unterhielten. Im übrigen aber wünsche er, unter den Anwesenden auch den Komponisten Glück zu sehen“.

Als der Künstler Ille fünf große Bilder mit Motiven aus der Lohengrin-Sage malte, die auf dem Schlosse Neuschwanstein aufgehängt werden sollten, schrieb Ludwigs Sekretär bezüglich dieser Bilder an Ille: „Der König würde gern sehen, daß die Haltung des Kaisers etwas verändert würde. Wenn nicht technische Schwierigkeiten oder der Text der Dichtung es unmöglich machen, wünschte der König außerdem, daß die Morgen- oder Abendsonne den Erzengel Michael beschiene; und weiter soll ich Dich bitten, doch zu erwägen, ob der Kopf des Schwanes nicht zu groß, und ob seine

Brust, die auf dem Wasser ruht, nicht zu schwach ist; denn der König hat von seiner frühesten Jugend auf in Hohenschwangau den Schwan vor Augen gehabt!"

Alle nahm daraufhin die gewünschten Abänderungen vor und erhielt als Zeichen der Zufriedenheit des Königs einen prachtvollen Ring. —

Viele Stunden des Tages verwandte Ludwig auf das Studium der Literatur, und auch bei seinen Ausflügen in die Berge nahm er immer verschiedene Bücher mit; wenn er Reisen unternahm, so wurde stets ein Koffer mit einer wohlüberlegten Auswahl der Werke seiner Lieblingschriftsteller gefüllt.

Als Kronprinz hatte er keine Gelegenheit gehabt, Hochschulen zu besuchen oder sich durch Aufenthalt in fremden Ländern Kenntnisse und Erfahrungen zu erwerben; aber durch Selbststudium ward er schon in jungen Jahren ein kenntnisreicher Mann. Er studierte zahllose wissenschaftliche Werke gründlich, und wenn er sich von einem Schriftsteller angezogen fühlte, las er alles, was dieser geschrieben hatte.

Auch die Persönlichkeit und das Privatleben des Schriftstellers war ihm nicht gleichgültig; wenn der Autor noch am Leben war, gab der König Befehl, daß man ihm Aufklärung darüber schaffte, unter welchen Verhältnissen er lebte. War er arm, so ließ ihm Ludwig sehr oft in aller Stille eine großartige Hilfe angedeihen.

## 8.

**Separatvorstellungen am Hoftheater in München.**

Die Bayern waren im allgemeinen geneigt, ihrem Könige seine Eigentümlichkeiten zu verzeihen. Nur mit einer einzigen seiner Schwächen konnten sie sich schwer versöhnen: es gefiel ihnen nicht, daß er Theatervorstellungen anordnete, bei denen er der einzige Zuschauer war. Obwohl Ludwig alle Ausgaben selbst bestritt, wurden seine Separatvorstellungen am Hoftheater schließlich so unbeliebt, daß die Minister sich genötigt sahen, Einwendungen dagegen zu erheben.

Man gab Wagner die Schuld daran und begründete diese Anklage mit der Tatsache, daß der Dichterkomponist im Jahre 1865 ein Konzert im Hoftheater arrangiert hatte, bei dem der König der einzige Zuhörer gewesen war. Wahrscheinlicher ist es doch, daß diese Eigenheit nach und nach in dem Könige erwachte, weil er von seinen Schlössern in den Bergen nach der Hauptstadt zu fahren pflegte, um den Generalproben beizuwohnen, die in Kostümen abgehalten wurden.

Bisweilen ließ er französische Stücke aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten übersetzen oder umarbeiten, die dann für ihn allein gespielt wurden. Später ging er zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten über; und in seinen letzten Jahren ließ er mehrere historische Stücke aufführen, deren Stoffe den Sagen von Hohenschwangau entnommen waren.

Die erste Separatvorstellung fand im Jahre 1871 statt, die letzte gegen Ende des Jahres 1885; und im Laufe dieser Zeit wohnte Ludwig nicht weniger als zweihundertzehn Vorstellungen bei, darunter fünfundvierzig Opern.\*) Bis zum Jahre 1878 wurden niemals mehr als zwölf Separatvorstellungen in jeder Saison gegeben; 1879 stieg ihre Zahl aber bereits auf zwanzig und 1883 bis auf fünf- undzwanzig Vorstellungen; und alles, was vor dem Könige allein aufgeführt wurde, war künstlerisch vollendet.

Die Schauspielerin Charlotte Wolter, die bei der letzten „Narziss“-Vorstellung im Jahre 1885 mitwirkte, hat ihre Eindrücke von jenem Abende folgendermaßen beschrieben: Se. Majestät hatte angeordnet, daß die Vorstellung um zwölf Uhr nachts beginnen sollte. Durch das Guckloch sah man nur das erleuchtete Proszenium; im übrigen herrschte vollkommenes Schweigen, und selbst die Arbeiter gingen in Filzschuhen umher. Schlag zwölf Uhr vernahm man den

\*) Im Jahre 1872 wurden als Separatvorstellungen u. a. aufgeführt: „Die Gräfin du Barry“, „Der Graf von Saint-Germain“, „Ein Minister unter Ludwig dem Fünfzehnten“. 1872—77 ließ Ludwig nicht eine einzige Oper aufführen; aber 1878 hörte er Verdis „Aida“ mit Wagners „Siegfriedidyll“ als Vorspiel. Im Jahre 1879 ließ er die „Nibelungen“ viermal hintereinander aufführen. 1880 hörte er Wagners „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ sowie Verdis „Aida“; 1881 Glucks „Iphigenia auf Tauris“, Wagners „Tristan und Isolde“ und Webers „Oberon“; 1882 Glucks „Armida“, Wagners „Tannhäuser“, „Die Meisterfinger von Nürnberg“ und den „Lohengrin“ sowie Meyerbeers „Eugenotten“; 1883 die „Nibelungen“ und den „Fliegenden Holländer“; 1884 „Tristan und Isolde“ sowie sechsmal den „Parsifal“. Außerdem ließ er „Die Stumme von Portici“ von Aubert und wiederum Glucks „Armida“ aufführen. Im Jahre 1885 hörte er im April dreimal den „Parsifal“. — Von Schauspielen sah er in diesem Jahre Schillers „Wilhelm Tell“, Sardous „Theodora“ und Brachvogels „Narziss“ sowie mehrere Stücke von Karl von Heigel, der jahrelang dramatische Werke für die Separatvorstellungen des Königs teils selbst dichtete, teils besonders bearbeitete.

Laut einer Glocke: der König verließ sein Schloß. Durch den Korridor begab er sich nach der großen Loge; ein neues Glockenzeichen meldete, daß er eingetreten war, und augenblicklich ging der Vorhang in die Höhe! — Die Künstlerin aber überfiel ein nervöses Zittern, und sie mußte ihre ganze Geistesgegenwart zusammenraffen, um ihre Rolle vor einem einzigen Zuschauer zu einer so eigentümlichen Zeit und in dieser abenteuerlichen Stille auszuführen.

Viele, zum Teil unwahre Geschichten über diese Theaterabende gingen von Mund zu Mund, und französische, russische und amerikanische Journalisten malten sie in recht phantastischen Farben aus. So erzählte z. B. der amerikanische Humorist Mark Twain ganz lächerliche Dinge darüber, und seine Berichte fanden auch auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans Glauben.

„Wenn die Oper vorbei ist und die Künstler sich die Schminke von den Gesichtern gewaschen haben,“ heißt es in einer seiner Erzählungen, „so erhalten sie oft Befehl, sich aufs neue zu kostümieren, und die Sänger und das Orchester müssen die Oper vom Anfange bis zum Ende noch ein zweites Mal vor dem Könige aufführen.“

In dem großen Hoftheater findet sich eine Einrichtung, die beim Ausbruche eines Feuers die ganze Bühne unter Wasser setzen kann. Nun sollte einmal bei einer Separatvorstellung ein heftiges Gewitter stattfinden; der Theatersturm heulte, und der Donner rollte. Da rief Ludwig mit lauter Stimme aus seiner Loge: ‚Gut, sehr gut! Aber ich wünsche wirklichen Regen! Laßt das Wasser strömen!‘ Der Maschinenmeister wagte Einwendungen dagegen zu erheben, indem er hervorhob, daß dadurch die Dekorationen sowie die Sammet- und Seidenteppiche vernichtet werden würden; aber Ludwig antwortete: ‚Das schadet nichts! Tut nur, wie

ich Euch befehle!“ Gleich darauf strömte das Wasser über die Bühne, über die künstlichen Blumen und Häuser; die Sänger wurden durch und durch naß, machten aber gute Miene zum bösen Spiele und sangen tapfer weiter. Der König aber klatschte in die Hände und rief Bravo und befahl: „Mehr Donner und Blitze! Und wehe dem, der es wagt, die Bühne zu verlassen!“ —

Selbstverständlich war Mark Twains Geschichte völlig aus der Luft gegriffen, und Ludwig selbst lachte herzlich, als man ihm diese Beschreibung vorlas. Aber die Bürger Münchens waren in diesem Punkte nicht weniger leichtgläubig als die Amerikaner; glaubten sie doch u. a., daß der König seine Stücke selbst dichtete, und daß seine Separatvorstellungen, die er aus seinen privaten Mitteln bestritt, die Steuern in Bayern erhöhten.

## 9.

## König Ludwig und seine Schlösser.

Ludwig der Erste opferte Millionen, um seine Hauptstadt mit Bauwerken im antiken und im Renaissancestil zu schmücken; und Ludwig der Zweite hatte die Baulust seines Großvaters geerbt. So schrieb Ludwig der Erste Weihnachten 1852 an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland: „Als die Weihnachtsgeschenke verteilt wurden, erhielt Ludwig hölzerne Bauklötzer, aus denen er die Siegespforte zusammensetzen sollte. Er baut gern, und ich habe Bauwerke von ihm gesehen, die wirklich ausgezeichnet waren. Ich finde eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dem zukünftigen Ludwig dem Zweiten und dem politisch toten Ludwig dem Ersten!“

Ludwig der Zweite war damals erst sieben Jahre alt; und bereits im Alter von elf Jahren entwarf er den Plan zu einem Jagdschloße, das am Hintersee, in der Nähe von Berchtesgaden, errichtet werden sollte. Es ward zwar nichts daraus; aber sowohl sein Großvater wie die Königin Marie waren erstaunt über seine zeitig entwickelte Begabung, und seine Zeichnung erhielt einen Platz in dem Album seiner Mutter.

Bis zu seinem achtzehnten Jahre hatte er niemals Geld in den Händen; aber wenige Monate nach seinem achtzehnten Geburtstage erhielt er eine jährliche Apanage von Millionen, so daß ihm sein Reichthum unerschöpflich erschien

und er alle seine Träume leicht verwirklichen zu können glaubte.

Die Sommerschlösser Berg und Herzogenstand, die er von seinem Vater geerbt hatte, selbst sein Lieblingsaufenthaltsort Hohenschwangau befriedigten ihn nicht mehr. In der Nähe des letzteren, hoch droben auf einem Felsen, wollte er ein neues Schloß aufführen lassen; und so wurde denn im Jahre 1869 der Grundstein zu Neuschwanstein gelegt, das von allen Schlössern, die er erbaut hat, entschieden den besten Eindruck macht. Von welcher Seite man es auch betrachten mag, überall wirkt es schön und imponierend, und man findet hier nichts von dem maßlos Verschwen- derischen und im Grunde doch Unkünstlerischen, was an den Schlössern Linderhof und Chiemsee auffallen muß. Neuschwanstein ist in rein romanischem Stile gehalten; sein Inneres ist mit Bildern aus deutschen Heldensagen und Heldenliedern geschmückt, die die Tannhäuser- und Lohengrinsage, die Nibelungen und den Parsifal wiedergeben und künstlerisch aufgefaßt und ausgeführt sind.

Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges bildete die Bautätigkeit den Mittelpunkt der Gedanken Ludwigs. Er beschäftigte sich mit den geringsten Einzelheiten bei der Errichtung seiner Schlösser und beschrieb genau, wie die verschiedenen Säle dekoriert werden sollten; unter Mühen und Beschwerden beschaffte er zu diesem Zwecke Kopien von Kunstgegenständen aus anderen Ländern, die sonst niemandem zugänglich waren.

In der Nähe von Oberammergau hatte König Maximilian eine Jagdhütte besessen, und hier errichtete sein Sohn das phantastische Feenschloß Linderhof. Er entwarf selbst die Pläne dazu, studierte sorgfältig kunstgeschichtliche Werke, bekam aber während der Ausführung beständig neue

Ideen und wurde oft von der Lust ergriffen, ganze Teile des Gebäudes zu verändern. Obwohl er einen klaren Blick für Totalwirkungen besaß, fehlte ihm doch die künstlerische Sicherheit im einzelnen, und um zu sehen, wie es sich ausnehmen würde, ließ er Mauern aufführen und andere große Umbauten vornehmen, die bedeutend vermehrte Ausgaben notwendig machten und schließlich zu seinem finanziellen Ruin führten.

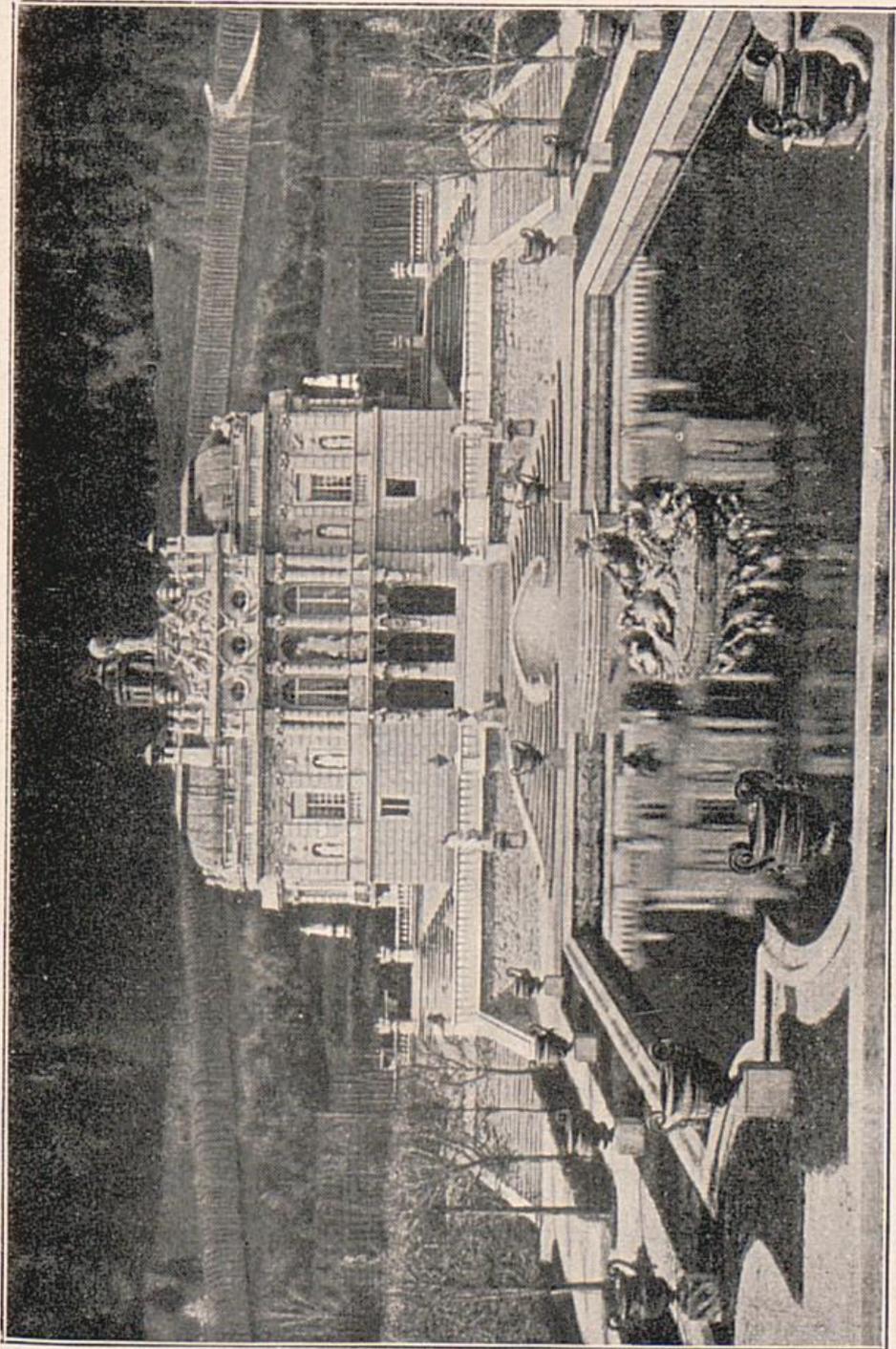
Der Grundstein zu Linderhof wurde schon im Jahre 1869 gelegt; aber erst zehn Jahre später war das Schloß annähernd fertig. Es ist nicht groß und bringt auch keinen bestimmten Stil zum Ausdruck. In den zehn Sälen, die es enthält, und die von verschiedener Größe und Form sind, befindet sich eine Sammlung der mannigfaltigsten Kunstgegenstände, Öl- und Pastellgemälde; die Möbel sind zum Teil aus Rosenholz angefertigt; die reich geschnitzten Türen und die Wände sind vergoldet; auf goldenen Konsolen stehen japanische und chinesische Porzellanwaren, Majolika- und Bronzearbeiten sowie das herrlichste alte Meißener Porzellan. Das versilberte und vergoldete Hausgerät ist mit Edelsteinen verziert; die Möbelstoffe, die Gardinen und Portieren sind aus schwerem Sammet und aus Seide angefertigt und mit Goldstickereien übersät, und in den großen Sälen hängen und stehen Leuchtkronen und Leuchter aus massivem Golde. All diese Pracht aber wird von mehreren Hunderten großer Spiegel zurückgeworfen.

Der ganze Bau ist von Blumenanlagen und Terrassen umgeben; zwischen Bäumen und Bosketts stehen auf hohen Säulen Büsten und Götterbilder; und zu Ludwigs Lebzeiten warf eine Fontäne ihre Strahlen fünfzig Meter hoch in die Luft. Dicht bei Linderhof aber liegt die „Blaue Grotte“, eine Kopie der Grotte von Capri, sowie die „Hundingshütte“,

Teile  
Blick  
erische  
aus-  
große  
gaben  
siellen

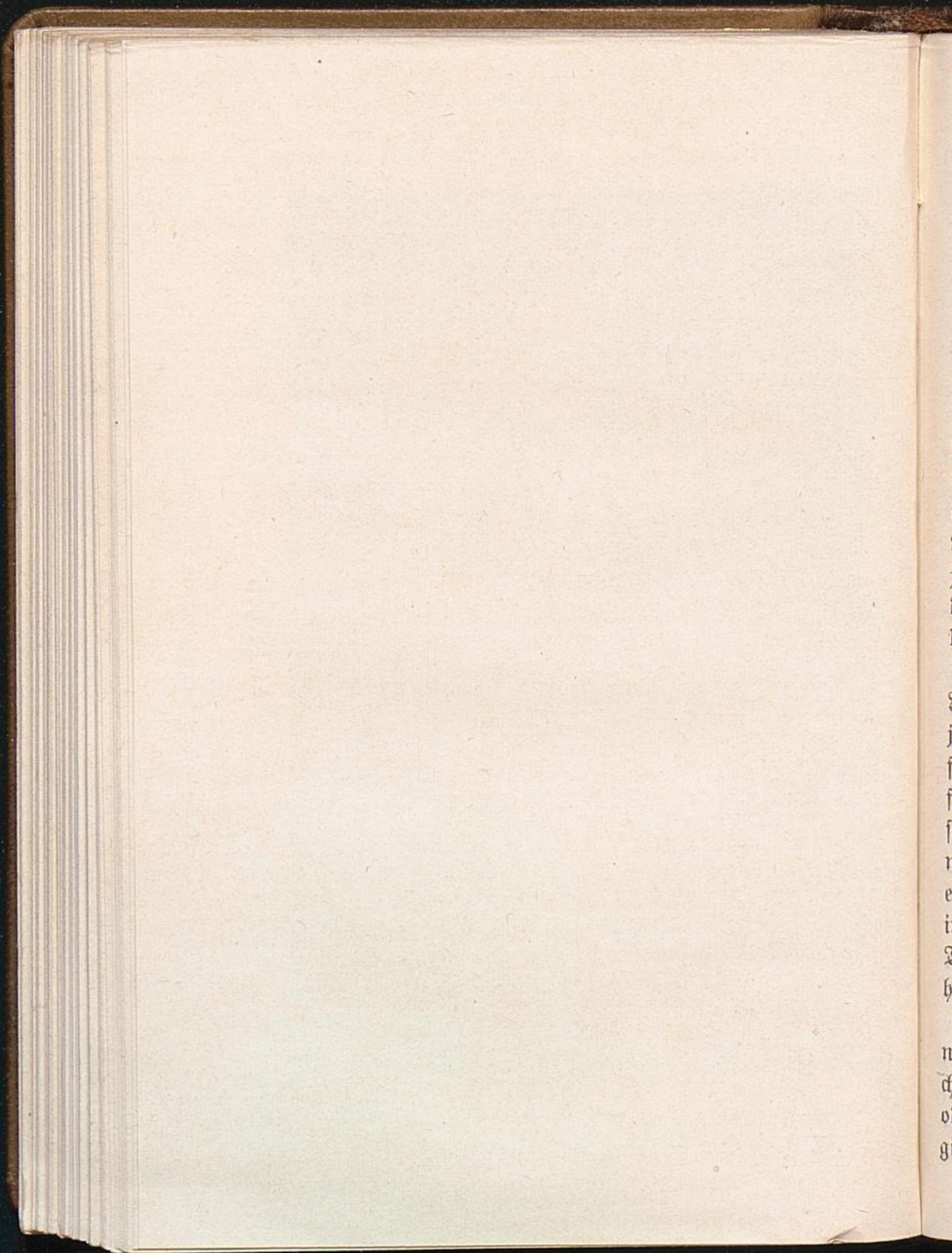
1869

3 an-  
feinen  
n, die  
sind,  
Kunst-  
zum  
Ehren  
stehen  
und  
gellan.  
teinen  
r sind  
d mit  
ängen  
Golde.  
großer  
rassen  
hohen  
zeiten  
in die  
otte",  
ütte",



Lindnerhof.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.



die auf Wagners Wunsch errichtet wurde, während man das Jägerhaus des Königs Maximilian entfernte. Nur eine alte Linde, die in seiner Nähe stand, durfte stehenbleiben, da eine Treppe hinauf in die Krone des Baumes führte, in der ein Lusthäuschen angebracht war, von dem aus man eine herrliche Aussicht über die ganze Gegend genoß. So oft sich der König in Linderhof aufhielt, verbrachte er viele Stunden des Tages auf diesem Baume. —

Später vertiefte sich Ludwig in die Kunstperiode Ludwigs des Vierzehnten und führte das riesenhafte Prachtschloß Herrenchiemsee auf, das eine Kopie von Versailles ist und viele Millionen verschlang, obwohl es niemals fertig wurde. Als er den Plan dazu entwarf, war seine Baulust jedoch nicht mehr eine Laune, die er bezähmen konnte, sondern sie entsprang einem franken Geiste, dessen Willens- und Urteilskraft Schaden genommen hatte.

Im Interesse seiner Bautätigkeit unternahm er mehrere Reisen nach Frankreich. Aber sein Aufenthalt dort war jedesmal nur sehr kurz, da die fieberhafte Unruhe, die ihn forttrieb, ihn fast ebenschnell wieder nach Bayern zurückführte. Kaum ein Jahr nachdem das Schloß von Versailles von den Hochrufen der deutschen Fürsten für den neugewählten deutschen Kaiser widergeklungen hatte, reiste er, ohne seinen Ministern die geringste Aufklärung zu geben, in tiefstem Inognito nach Paris und verbrachte mehrere Tage in Versailles. Im folgenden Jahre ging er wieder hin, besuchte diesmal jedoch auch die Krönungsstadt Rheims.

Der Chiemsee, den man auch „das bayrische Meer“ nennt, umschließt drei Inseln: Herrenchiemsee, Frauenchiemsee und die unbewohnte Krautinsel. Herrenchiemsee oder „Herrenwörth“ war ursprünglich ein Mönchssitz und ging zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als das Kloster

aufgehoben wurde, in private Hände über. Im Jahre 1868 gehörte es einigen Geschäftsleuten, die es an König Ludwig verkauften, der die Insel als Platz für sein Versailles wählte.

Die Ratgeber des Königs erhoben allerdings Einwendungen; doch das forderte gerade seinen Trotz heraus, so daß er Sachkundige absandte und sich mit aller Kraft in sein Vorhaben stürzte. Gleichwohl aber vergingen acht Jahre, ehe nur die Pläne fertig wurden.

Herrenchiemsee besteht aus einem Mittelbau, der einhundertdrei Meter lang ist, sowie aus zwei Flügelbauten, die den Hofraum flankieren, der vollständig mit schwarzen und weißen Marmorplatten ausgelegt ist. Allenthalben in dem Schlosse erblickt man Bilder der französischen Könige und Königinnen sowie das Lilienwappen der Bourbonen. Die sechzehn Wohngemächer sind nach den entsprechenden Sälen in Versailles benannt, und das prächtigste von ihnen ist die Spiegelgalerie, die fünfundsiebzig Meter lang, elf Meter breit und dreizehn Meter hoch ist. In der einen Wand befinden sich siebenundzwanzig hohe Bogenfenster, und an der gegenüberliegenden Wand stehen ebenso viele große Spiegel. Zweiundfünfzig Lichthalter aus Gold und fünfunddreißig Leuchtkronen aber dienen dazu, zweitausendfünfhundert Wachskerzen aufzunehmen. Dieses Lichtermeer brannte nur wenige Nächte zu Ehren König Ludwigs und seiner vermeintlichen Gäste aus der Zeit der französischen Könige!

Seit dem Jahre 1881 kam Ludwig regelmäßig am 29. September nach Herrenchiemsee und verblieb dort bis zum 8. Oktober. In den ersten Jahren bewohnte er die sogenannten Fürstenzimmer in dem nahegelegenen Kloster, das man mit Leichtigkeit in einen freundlichen Aufenthaltsort hätte verwandeln können; aber der König dachte nur an das neue Schloß. Er pflegte stets um Mitternacht zu

kommen. In der Nähe der Eisenbahnstation, die dicht am Rande des Sees lag, wartete eine reizende Gondel, in der ihn zwei Matrosen in neapolitanischer Tracht nach der Insel hinübere ruderten. Wenn er dann dort angelangt war, untersuchte er alles bis ins einzelste. Als er so z. B. einmal entdeckte, daß einige Gruppen im Parke aus Gips statt aus Marmor hergestellt waren, wie er befohlen hatte, geriet er so in Zorn, daß er sie in Stücke zer schlug. —

Der geheimnisvolle Schleier, der seine Person umgab, ruhte, solange er lebte, auch über seinen Schlössern. Nach seinem Tode jedoch sind diese Herrlichkeiten, die er so ängstlich vor profanen Blicken hütete, der großen Menge zugänglich gemacht worden, und man bezeichnet sie mit Recht als Sehenswürdigkeiten ersten Ranges. Tausende von Besuchern aus aller Herren Ländern bewundern heute alljährlich diese Prachtbauten des prachtliebenden Königs.

Linderhof, Neuschwanstein und Herrenchiemsee, denen Ludwig so viel Zeit und Gedanken widmete, und die seinen ökonomischen Ruin herbeiführten, wurden später die Mittel, seine Schulden zu bezahlen.

## 10.

**König Ludwigs Freundschaften.**

Während Ludwigs ersten Aufenthalts in Paris — es war im Jahre 1867 — übersandte die wegen ihrer Schönheit und ihres Leichtsinnes viel besprochene Tänzerin Cora Pearl dem jungen Könige ihr Bild, das ihm aber niemand aus seiner Umgebung zu überreichen wagte, weil man wußte, daß er sich von den Frauen nicht angezogen fühlte.

Auf Hohenschwangau empfing er Jahre später seinen Kabinettssekretär mit den Worten: „Ich habe heute Ihre Frau gesehen!“ und als der Sekretär sich stumm verneigte, da er sich nicht im klaren darüber war, was dieser Ausspruch zu bedeuten habe, wiederholte Se. Majestät im strengsten Tone: „Ich habe heute Ihre Frau gesehen!“ Da erst ging seinem Sekretär ein Licht auf, und ehrerbietig versicherte er, daß er dafür sorgen würde, daß dies nicht öfter geschehe.

Ludwigs Drang nach Einsamkeit entsprang sicher rätselhaften Tiefen seiner Natur. Schon als Jüngling ahnte er, und als reifer Mann fühlte er, daß es ihm nicht möglich war, etwas anderes zu werden als ein Einsiedler und ein Fremdling im Leben; und trotz seiner hohen Stellung, trotz seiner Schönheit und seines reichen Geistes war er in seinem tiefsten Inneren hilflos und lebensmüde.

Seine Freundschaft für Richard Wagner war der lichte Punkt in seinem Leben gewesen; er hatte an den Weih-

rauch geglaubt, den der Meister in den ersten Augenblicken aufrichtiger Dankbarkeit über seinen Beschützer ausgoß. Aber Wagners stolze Hingebung war etwas ganz anderes als die Schmeichelei, mit der ihm Hofleute und spätere Lieblinge begegneten, die im Staube vor ihm krochen, um ihren eigenen Vorteil zu fördern.

Die Gnade und die Hingabe des Königs kamen ebenso unerwartet wie sein Überdruß und seine Verachtung, und seine Gefühle, die in eigenhändigen Briefen, in übertriebenen Aussprüchen und Geschenken Ausdruck fanden, pflegten nur kürzere Zeit anzuhalten.

Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, war Ludwig kaum fünfundzwanzig Jahre alt, und schon zu diesem Zeitpunkt begann man seinen abnormen Gemütszustand zu bemerken. Aber auch bereits früher hatte man Spuren gesehen, die darauf hindeuteten.

Von Kindheit auf hatte er sich besonders von schönen Gesichtern angezogen gefühlt, und bei seiner Thronbesteigung pensionierte er alle alten Diener seines Vaters, um sich ausschließlich mit jungen und hübschen Leuten zu umgeben.

Einer seiner Reitknechte, Joseph Böckl, nahm in den Jahren 1864 und 1865 eine sehr beneidete Stellung an seinem Hofe ein, begleitete den König auf seinen Reisen in die Schweiz und durfte sogar mit Sr. Majestät in ein und demselben Wagen fahren. Aber nach und nach wurde er übermütig und sprach von seinem Herrn ohne die gebührende Ehrerbietung. Als Ludwig dies erfuhr, degradierte er ihn augenblicklich. Da Böckl jedoch fortfuhr, unziemliches Geschwätz zu verbreiten, kam die Sache dem Ministerium zu Ohren, so daß man ihn verabschiedete. Er starb schließlich in Armut.

Später war der Stallmeister Hornig der Liebling des Königs, ein hübscher und gebildeter Mann mit angenehmen Umgangsformen, der achtzehn Jahre lang das Amt eines Privatsekretärs und Reisebegleiters versah. Während Hornig die Reise nach Baireuth vorbereitete, kam den König plötzlich eine Unlust an, sie zu unternehmen, obwohl er der offizielle Protektor der Festspiele war; und er sprach lange über die Sache hin und her. Der Stallmeister meinte, es würde peinliches Aufsehen erregen, wenn er eine Absage schickte, und brach in der Hitze des Gespräches in die Worte aus: „Aber Majestät, auf diese Weise machen wir uns ja lächerlich!“ Über dieses „wir“ und „uns“ ärgerte sich Ludwig jedoch in so hohem Grade, daß Hornig von diesem Tage ab seiner Gunst verlustig ging.

Auf Hornig folgte der Hoffourier Hefelschwerdt, der trotz seiner geringen Bildung seinen Dienst zur Zufriedenheit des Königs verrichtete. Er bereitete Ludwig viel Spaß und milderte dessen Heftigkeit oft durch kecke Lügen, die ihm der König, der sie wohl durchschaute, doch verzieh, so daß er bis an das Ende seiner Regierung im Dienste verblieb.

Von Richard Wagner abgesehen, hatten alle, denen Ludwig seine Freundschaft schenkte, unter seinen Launen zu leiden; denn das abgesonderte Leben, das er führte, ließ ihm Zeit, über jeden Ausspruch, der ihm mißfallen hatte, nachzugrübeln; und sein Groll saß in der Regel tief, wie seine Verstimmtheit lange anzuhalten pflegte.

Seine beiden letzten Kabinettssekretäre, Dr. von Ziegler und Dr. von Müller, gehörten beide eine Zeitlang zu seinen erklärten Lieblingen. Noch in seinen letzten Jahren vermochte er zu bezaubern, und er verstand es meisterhaft, seine Gemüthsleiden zu verbergen. Ziegler, der eine joviale, lebensfrohe Natur war, übte einen günstigen Einfluß auf

ihn aus und sprach oft mit Bewunderung und Ehrerbietung von Ludwigs Seelenadel.

Nach Zieglers Verabschiedung im Jahre 1883 verkehrte Ludwig fast ausschließlich mit seiner Dienerschaft, und selbst seine Adjutanten und sein Sekretär wurden nur ausnahmsweise von dem hohen Herrn empfangen.

## 11.

## Der Schauspieler Rainz.

Anfang der achtziger Jahre erhielt der später berühmt gewordene, damals aber erst dreiundzwanzig Jahre alte Schauspieler Joseph Rainz ein Engagement in München. Der König sah ihn zum erstenmal in Viktor Hugos Drama „Marion de Lorme“, wo er den heimatlosen Didier spielte und sein klangvolles Organ, sein schwärmerischer Blick und die leidenschaftliche Wärme seines Spieles Ludwig so begeisterten, daß er ihm noch an demselben Abende einen wertvollen Saphirring überreichen ließ, für den Rainz ihm in einem feurigen Briefe dankte.

In einem Handschreiben vom 1. Mai 1881 versicherte ihn Se. Majestät darauf seiner freundschaftlichen Gefühle und seiner aufrichtigen und herzlichen Wünsche für sein Wohlergehen und fügte hinzu: „Fahren Sie in Ihrem harten und schweren, aber schönen und ehrenvollen Berufe so fort, wie Sie begonnen haben!“

„Marion de Lorme“ mußte am 4. und 10. Mai als Separatvorstellung wiederholt werden, und beide Male erhielt Rainz ein neues Geschenk vom Könige. Um ihn auch persönlich kennen zu lernen, ließ Ludwig ihn nach Linderhof kommen, wo er ihn mit einnehmender Liebenswürdigkeit empfing und ihn zwei ganze Wochen lang bei sich behielt, um zusammen mit ihm Ausflüge zu unternehmen, auf denen er ihn wie einen Freund behandelte.

Bei ihrer ersten Begegnung war der junge Schauspieler etwas zurückhaltend gewesen; aber als sie einige Tage bei einander gewesen waren, verschwand alle Verlegenheit von Rainz' Seite, und Ludwig gestattete sogar, daß er ihn mit „Du“ anredete. Rainz deklamierte abwechselnd allein und mit Sr. Majestät zusammen, und ihre künstlerische Unterhaltung pflegte bis spät in die Nacht hinein zu dauern.

Rainz durfte auch bei Separatvorstellungen, bei denen er nicht auftrat, zugegen sein, und der König nahm sich seiner weiteren Ausbildung an und wechselte beständig Briefe mit ihm. Indes diese Freundschaft zwischen dem Fürsten und dem Schauspieler wurde viel kritisiert, so daß Ludwig zu seinem neuen Freunde äußerte: „Es verstimmt mich so sehr, wenn ich sehe, daß man meine unschuldigen Liebhabereien der ganzen Welt ausposaunt und sie gehässig kritisiert. Man hat mir schon manche schwere Stunde damit bereitet, und ich begreife nicht, warum man mir meine kleinen Vergnügen mißgönnt, die doch keinem Menschen etwas schaden.“

Ein anderes Mal, als sie sich über die Schauspielkunst unterhielten, sagte Ludwig: „Meine Ideale hüte ich ängstlich, und kleine Schwächen bemerke ich ungern, weil ich nicht will, daß die Gesamtharmonie gestört werde.“ Nachdenklich fuhr er fort: „Mit den Schauspielern geht es mir ebenso: ich sehe in dem Darsteller nur den Menschen! Den Schauspieler, der eine edle Rolle ausführt, denke ich mir auch als einen edlen Menschen.“ Als Rainz darauf einwandte, daß er, obwohl er sich gewiß nicht für einen Schurken hielt, doch Franz Moor zu spielen wünschte, rief der König eifrig: „Nein, nein, Sie dürfen niemals einen so abscheulichen Charakter darstellen.“

Dann ging er zu der Rolle Didiers über und sagte tadelnd: „Als ‚Marion de Lorme‘ wiederholt wurde, trugen

Sie im ersten Akte meinen Saphirring. Wie konnte der arme, heimatlose Didier einen so kostbaren Schmuck besitzen? Das widerspricht ja den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit.“ Rainz entschuldigte sich damit, daß man ihm gesagt habe, Se. Majestät sähe es gern, wenn seine Geschenke in Ehren gehalten würden; deshalb habe er auch den Ring getragen.

Die Geschenke, welche Rainz erhielt, waren besonders wertvoll, und keine der Rollen, die er spielte, blieb unbelohnt. Als er eines Abends Abschied nahm und schon den einen Fuß im Wagen hatte, löste Ludwig sogar seine eigenen Manschettenknöpfe und reichte sie ihm als letzte Gabe. Auf dem Schlosse Linderhof hatte er sein eigenes Zimmer, und er durfte mit seinem königlichen Freunde allein ausfahren.

Der König wünschte in Gesellschaft von Rainz eine Reise nach Spanien zu unternehmen,\*) mußte sie aber aufgeben, weil sein Ministerialrat Bürckel, der die Tour ordnen sollte, die Jahreszeit als ungünstig bezeichnete. „Das ist schade,“ sagte Ludwig, „denn ich habe viel mehr Lust, Spanien zu sehen als Italien, das gar keinen Reiz für mich besitzt. Aber nun, wo ich meine Sehnsucht stillen will, kommt Bürckel mit seinen Einwänden, deren Richtigkeit ich ja anerkennen muß.“ —

Die Erinnerung an seine früheren Schweizerreisen tauchte in ihm auf; und der König bekam Lust, das romantische Land und die Stätten wiederzusehen, wo nach der Sage Wilhelm Tell gelebt hatte. So schrieb er am 25. Juni an Rainz:

\*) Ludwig unternahm nur wenige Reisen: er war dreimal in der Schweiz, dreimal in Paris sowie in Versailles und Rheims und besuchte einmal die Wartburg. In späteren Jahren beabsichtigte er, über Reichenhall und Salzburg nach Wien zu reisen, um das öster-

„Ihr lieber Brief, aus dem ich ersehe, wie sehr Sie sich auf unsere Reise in die Schweiz freuen, hat mir große Freude bereitet und erhöht in bedeutendem Grade meine eigene Freude auf die Tage, die ich mit Ihnen in dem herrlichen Lande genießen werde. Aber je näher die Zeit heranrückt, desto eifriger scheint der gute Bürckel zu werden, der mich mit den sonderbarsten Meldungen und Vorschlägen bombardiert und haben will, daß ich einen adligen Kavallerier mitnehme. Ginge es ohne einen solchen nicht, was übrigens unmöglich der Fall sein kann, so will ich lieber auf die ganze Reise verzichten! Jedenfalls ist es nötig, daß wir dem dortigen Reisestrome und seiner taktlosen Aufdringlichkeit ausweichen.“

Hoffentlich können wir ein bewohnbares Privathaus für uns selbst am Ufer des klassischen Sees erhalten! — — —

Ich habe noch viel zu ordnen und beeile mich deshalb, zu schließen.

Tausend herzliche Grüße, lieber Bruder, teurer Didier, von Ihrem wohlgesinnten

Ludwig  
(Saverny).“

---

reichische Kaiserpaar zu besuchen, kehrte aber in Salzburg um. Seine meisten Reisen innerhalb der Grenzen Bayerns galten den Schlössern Berg, Linderhof, Chiemsee und Neuschwanstein.

---

## 12.

**Eine Reise nach der Schweiz.**

Um es zu vermeiden, irgendwelches Aufsehen zu erregen, hatte Ludwig bestimmt, daß sein Extrazug ihn am Abend des 27. Juni um zehn Uhr auf der Station Mühlthal bei Starnberg aufnehmen sollte. Er selbst wollte als Marquis de Saverny reisen, und Joseph Rainz sollte ihn als sein Freund Didier begleiten.

Dem Befehle zufolge, den er erhalten hatte, fand sich Rainz denn auch zu der festgesetzten Zeit auf dem kleinen Bahnhofe ein. Tiefe Stille lag über der ganzen Gegend, als der Hofzug ohne Signal und Glockenzeichen langsam auf Station Mühlthal einfuhr. Gleich darauf kam auch das leuchtende Gespann des Königs angejagt, Ludwig sprang leicht aus seiner Equipage und stieg sofort in den Salonwagen, der außer einem Schlafgemache einen Empfangssalon enthielt, in dem sich Lehnstühle, Sofas und ein gedeckter Tisch befanden. Ebenso still, wie er gekommen war, fuhr der Zug aus der Station wieder ab, hinein in das Dunkel der Nacht.

Einer der Verwalter des Königs, ein geborener Schweizer, war vorausgereist, um im „Grand Hotel Avenstein“ in Brunnen eine Reihe Zimmer zu mieten; aber leider wurde Ludwigs Ankunft in der Schweiz bekannt, und die Menschen strömten von allen Seiten herbei, um einen Blick des „Romantikers auf dem Throne“ zu erhaschen.

Als sich der König auf dem Dampfschiffe „Stalia“ Brunnen näherte, war das Seeufer von Neugierigen dicht besetzt, und Ludwig war nicht imstande, sein Mißfallen zu unterdrücken, als er auch noch sah, daß alle Häuser längs des Sees zu seiner Ehre mit Flaggen geschmückt waren. „Hier wimmelt es ja von Menschen,“ sagte er, „und ich will doch unerkannt und für mich allein leben!“ — An der Landungsbrücke hielt der mit vier Pferden bespannte Wagen des Hotels Avenstein, und nun bemerkte man auch, daß die schweizerische Polizei zum Empfange Sr. Majestät Aufstellung genommen hatte. Das aber war zuviel für den menschen scheuen Monarchen; entrüstet rief er aus: „Ich will hier durchaus nicht an Land gehen! Ich will mich nicht zu einem Ovationsopfer machen!“

Er ließ das Dampfschiff nach Flüelen weiterfahren und erkundigte sich auf dem Rückwege, ob es nicht einen anderen Ort als Brunnen gäbe, wo man ihn ans Land setzen könnte. Der Kapitän bezeichnete ihm einen kleinen Platz in der Nähe und steuerte das Schiff dorthin; aber kaum hatte man dies in Brunnen bemerkt, als auch die ganze Menschenmasse schon hinterherstürzte. Die Landungsbrücke war dicht besetzt von Scharen, die ihm entgegenjubelten. Man schwenkte die Taschentücher, und Hurrarufe erfüllten die Luft, als seine majestätische Gestalt durch die Reihen schritt.

Freundlich und liebenswürdig beantwortete er die Grüße des Volkes. Als er im Wagen saß, äußerte er: „Ich muß doch gestehen, daß ich mich über diesen warmen Willkommen gefreut habe, der mir so recht die herzliche Gesinnung des braven Volkes zeigt. Diese Schweizer sind gute Menschen!“

Er war tief ergriffen von der herrlichen Natur, und sein Angesicht strahlte; aber kaum bemerkte er die vielen

Fremden, die sich fortwährend um ihn drängten, als er auch schon wieder mißmutig zu werden begann und sein Domizil zu wechseln wünschte.

Wenige Tage später mietete er die nahegelegene Villa „Gutenberg“, von wo aus er viele Ausflüge in die Umgegend unternahm. Die Kantonalregierung stellte ihm ein Dampfschiff zur Verfügung, das er sehr oft benutzte; in den schönen, mond hellen Nächten deklamierte Rainz vor ihm, und vom Ufer des Vierwaldstätter Sees hörte er die frohen schweizerischen Volkslieder erklingen.

Sein freundliches Wesen gewann ihm viel Sympathie in der ganzen Gegend. So meldeten sich eines Sonntags sieben junge hübsche Schweizermädchen in seiner Villa, die ihn um Geld zur Reise nach Amerika bitten wollten. Da er abwesend war, verlangte eine von ihnen Feder und Tinte, worauf sie auf eine originelle und muntere Weise ihrem und ihrer Freundinnen Wunsche Ausdruck gab. Der Brief wurde dem Könige vorgelegt, der sich köstlich darüber amüsierte, jedoch zur Antwort gab, daß er das Schweizervolk viel zu sehr liebe und ehre, als daß er dazu beitragen wolle, daß sieben seiner schönsten Töchter das Land verließen.

Es wird erzählt, daß man in der Schweiz verschiedentlich geäußert haben soll: „Wenn wir uns einen König wählen sollten, könnte die Wahl auf keinen anderen fallen als auf Ludwig den Zweiten von Bayern.“

Ganz regelmäßig besuchte er das schöne Rütli, da er eine große Vorliebe für diesen Ort besaß, wo die alten Schweizer den Eid der Treue leisteten. Rainz pflegte ihn zu begleiten, und sie hielten sich oft stundenlang zusammen auf dem Aussichtsplatze auf. Der junge Schauspieler deklamierte dann den Rütli sang:

„Sei, Rütli, mir freundlich begrüßet,  
Du stilles Gelände am See,  
Wo spielend die Welle zerfließet,  
Genährt vom ewigen Schnee!

Gepriesen sei, friedliche Stätte,  
Gepriesen sei, heiliges Land,  
Wo sprengten des Sklaventums Kette  
Die Väter mit kräftiger Hand.

Da standen die Väter zusammen  
Für Freiheit und heimisches Gut  
Und schwuren beim heiligsten Namen,  
Zu stürzen die Zwingherrenbrut!“ —

Fast jeden Abend gingen sie nach einem nahegelegenen Wirtshause, um dort eine Mahlzeit einzunehmen; und der König zeigte sich dabei außerordentlich anspruchslos, indem er weder ein Tischtuch noch eine Serviette verlangte. Lebhaft pflegte er sich stets mit dem Wirte zu unterhalten, der ihm alles mögliche über das schweizerische Volksleben erzählen mußte. —

Das Verhältnis zu Rainz wurde gegen Ende des Aufenthaltes in der Schweiz von Ludwigs Seite etwas kühler. Eines Abends auf dem Rütli bat er ihn, ihm einen Teil aus Schillers „Wilhelm Tell“ zu deklamieren; der Schauspieler versprach es, verschob es aber auf später; und als Ludwig um zwei Uhr nachts seine Bitte wiederholte, antwortete Rainz, daß er jetzt zu müde sei. Der König betrachtete ihn erstaunt und schwieg einen Augenblick; endlich aber sagte er: „Nun ja, Sie sind müde. Ruhen Sie sich aus!“ — damit wandte er sich ab und ging. Die Abreise wurde befohlen.

Hesselschwerdt und der Wirt folgten ihm nach dem Schiffe; und als sie an Bord traten, sagte der Wirt: „Herr Marquis, Herr Didier ist noch nicht gekommen!“ — „Laßt ihn sich ausruhen,“ antwortete Ludwig, „wir ziehen weiter!“

Rainz ließ sich nun in aller Eile nach Brunnen übersetzen; als er aber dort ankam, war der König bereits abgereist, so daß er ihm nach Luzern folgen mußte, wo er Hefenschwerdt flehentlich bat, ihn zu melden. Dieser kehrte zurück und teilte ihm mit, daß Se. Majestät ihn im Garten empfangen wolle, wenn er denn die versäumte Nachtruhe nicht einzuholen wünschte.

Kurz darauf fand sich Ludwig ein; als Rainz einige Entschuldigungen vorbrachte, schnitt ihm der König die Worte ab, indem er versicherte, daß es ihn freue, ihn wiederzusehen, und daß er sich darüber ärgere, daß er sich verstimmt gezeigt habe.

Wenn Ludwig auch noch vertraulich mit Rainz verkehrte, so ertrug sein hochgesteigertes Selbstgefühl doch nicht, daß sich die Grenzlinie zwischen ihm und seinem jungen Freunde hier und da verwischte. Nach der Rückkehr aus der Schweiz lud er ihn nicht mehr ein, und er sah ihn auch niemals wieder auf der Bühne, obwohl er noch eine kurze Zeit fortfuhr, Briefe mit ihm zu wechseln.

Sein letzter Brief, in dem er dem Künstler für die guten Wünsche dankt, die ihm dieser übersandt hatte, schließt mit den Worten:

„Hoffentlich gedenkt Didier zuweilen freundlich seines Saverny! Seien Sie herzlich begrüßt und gesegnet von allen Geistern des Guten! Dies wünscht von ganzem Herzen Ihr freundschaftlich gesinnter

Ludwig.

Schweizerhaus bei Hohenschwangau,  
am 31. Juli 1881 nachts.“

Kurze Zeit darauf erhielt Rainz plötzlich seinen Abschied vom Hoftheater in München.

## 13.

**König Ludwig und seine Diener.**

Ludwigs Jugendfreund, der Oberstallmeister Graf Holnstein, hatte sich am bayrischen Hofe so gut wie unentbehrlich gemacht. Um seinen Einfluß noch mehr zu befestigen, hatte er unter anderem die Stellen des persönlichen Kammerdienstes beim Könige mit Chevaulegermannschaften besetzt, die zu seinem eigenen Etat gehörten, ein System, das auch von dem früher erwähnten Stallmeister Hornig unterstützt wurde.

Da es den meisten dieser Leute, die Dienst bei dem Könige tun sollten, natürlich an Kenntniss der bei Hofe notwendigen Formen fehlte, so erhielten sie vor ihrem Dienstantritte Anstandslehre bei dem königlichen Ballettmeister und Unterricht in schöner Aussprache und Deklamation bei Hofschauspielern.

Diese immerhin ungeübten Soldaten hatten einem eigensinnigen Monarchen aufzuwarten, ihm mit Anstand zu servieren und ihm bei der Toilette behilflich zu sein. Ihre leicht verständliche Unbeholfenheit rief denn auch öfter Zornesausbrüche des Königs hervor.

Unangenehme Gesichter waren ihm ein Greuel! Einer der vertrauten Diener seines Vaters mißfiel ihm durch sein wenig zusagendes Äußere schon in seiner Kindheit in dem Grade, daß er sich stets abwandte, wenn jener ins Zimmer trat, obwohl König Maximilian sehr böse darüber wurde.

Und doch hatte der Kammerlakai Mayr, der am längsten bei ihm aushielt, ein Aussehen, das ihm höchst zuwider war! Weil sein Gesicht ihn erschreckte, verlangte der König, daß er manchmal eine Maske vor dem Gesichte trug, wenn er ihm aufwartete. Ludwig konnte diesen Mann nicht ausstehen und sagte oft, daß er ein Gefühl habe, als sollte Mayr ihm Unglück bringen. Gleichwohl aber konnte er ihn nicht entbehren, weil er es so gut verstand, seine Wünsche zu erfüllen.

Obwohl die Diener unter seinem heftigen Wesen litten, konnte Ludwig zu anderen Zeiten wieder ein gar milder Herrscher sein. Wenn er fühlte, daß er ihnen unrecht getan hatte, überhäufte er sie mit Geschenken und Wohlthaten; und wenn er sich gezwungen sah, den einen oder den anderen zu entfernen, so pflegte er meist für seine Zukunft zu sorgen.

Als einer seiner Kammerdiener ernstlich erkrankte, besuchte ihn der König; und da er in seiner Wohnung nicht eine Spur von Behaglichkeit fand, fragte er ihn, warum er nicht in eine bessere und gesündere Wohnung zöge. Auf die Antwort des Kranken, daß dazu seine Mittel nicht zureichten, übersandte Ludwig ihm noch an demselben Tage eine größere Geldsumme und sicherte ihm auch einen höheren Lohn zu.

Am Tage der Heiligen drei Könige pflegte er seinen Dienern alljährlich auf dem Jagdschlosse Pleckenau ein Fest zu geben, das ihn jedesmal gegen 40000 Mark gekostet haben soll, obwohl die Gaben, die er austheilen ließ, fast ausschließlich in Eß- und Trinkwaren bestanden. Dabei waren alle Klassen seiner Dienerschaft seine Gäste. Der ganze Tag war ein einziges Fest, und der König vergnügte sich damit, der Lustigkeit und dem Spiele zuzusehen, ja er soll

sich bisweilen selbst an dem allgemeinen Vergnügen beteiligt haben.

In der ganzen Hofhaltung entwickelten sich aber allmählich arge Mißstände: seine Untergebenen mißbrauchten Ludwigs Güte und bereicherten sich. Während der „Allergnädigste“ in seiner Traumwelt lebte, vergnügten sie sich manchmal die ganze Nacht. Schließlich wurde er seiner Umgebung so müde, daß er seine Befehle nur noch durch geschlossene Türen erteilte; dann bezeichnete man ihm durch ein Kraxen an der Wand, daß man ihn verstanden habe. Die wenigen seiner Untergebenen aber, die sein Zimmer betreten durften, mußten tief gebeugt dastehen und sich durchaus enthalten, den König anzusehen.

## 14.

## Der geisteskranke König.

In dem schönsten der Schlösser, die Ludwig erbaut hat, steht am Eingange zu der prächtigen Sängerkapelle ein seltsames Steinbild, zu dem er selbst die Idee gegeben hatte: eine Palme, strotzend von Fülle und Kraft und reich beladen mit goldenen Früchten, an deren Fuße ein häßlicher Drache mit weit geöffnetem Rachen liegt — ein Sinnbild der Krankheit, die auf den erblich belasteten König lauerte.

Bei Prinz Otto von Bayern war die Krankheit plötzlich ausgebrochen; bei Ludwig kam sie unmerkbar schleichend, so daß nicht einmal die Sachkundigen die Augen ganz offen für die drohende Gefahr hatten. Zweifellos wußte er selbst, daß er periodisch geistesgestört war. Aber er wollte die Welt seinen Zustand um keinen Preis sehen lassen.

Im Februar 1884 ließ er einen Zahnarzt zu sich rufen, der seine Erinnerungen an den Besuch bei ihm aufgezeichnet hat: „Der König war äußerst liebenswürdig und sprach erst über die vielen Leiden, die ihm seine Zähne verursachten. Obwohl er es nicht ertragen konnte, daß seine Diener ihn anblickten, hielt er es stundenlang aus, mich Fremden bei sich zu sehen; und nicht mit einem Worte oder einer Miene verriet er das Unbehagen, das er ohne allen Zweifel empfand! — Als ich ihm einigemal widersprach, nahm er dies ruhig und freundlich auf, führte neue Gründe für seine eigenen Anschauungen an und zeigte eine bewunderungswürdige Selbstbeherrschung.“ —

Mit seiner ganzen Kraft kämpfte Ludwig, um sich aus dem verhängnisvollen Netze zu befreien, das sich dichter und dichter um ihn spann, und durch eine rastlose Tätigkeit suchte er sich im Gleichgewichte zu halten. Er baute an drei verschiedenen Stellen. Viele der Kunstgegenstände, mit denen er seine Schlösser füllte, wurden nach seinen eigenen Zeichnungen angefertigt; und er prüfte sie sorgfältig und wies ihnen selbst die Plätze an.

Ganz besonders interessierte ihn von jeher die französische Literatur, und geradezu von einer Schwärmerei war er für den Hof in Versailles ergriffen. Ludwig der Vierzehnte war sein Ideal! Er umgab sich mit Bildern von ihm und seinem Hofe; er trug Manschettenknöpfe mit den französischen Lilien, und diese wurden in Gold auf den Stühlen, Sofas und Kissen in seinen Sälen eingestickt.

Er sehnte sich danach, ein unumschränkter Herrscher zu werden, und die unzähligen Bücher und Schriften, die er über Ludwig den Vierzehnten las, gaben seinen Wahnvorstellungen ununterbrochen Nahrung. In seinen letzten Jahren wurde er vollkommen vom Größenwahn beherrscht. Er glaubte, daß er Besuche von „Le roi soleil“ empfang, und daß er sich mit ihm unterhielt; ja, zeitweise bildete er sich sogar ein, daß er dieser mächtige Alleinherrscher selbst sei.

Auch für Marie Antoinette nährte er eine krankhafte Schwärmerei, ließ an ihrem und an Ludwigs des Sechzehnten Todestage Messen lesen und vertiefte sich in Träume von der unglücklichen Königin.

Um seine Tafel in dem großen Festsaale waren Stühle für Herren und Damen vom französischen Hofe aufgestellt. Bisweilen glaubte er, daß sie wirklich dasäßen, und unterhielt sich lebhaft mit ihnen französisch. Treffend, wie er oft

in seinen Aussprüchen sein konnte, äußerte er, daß ihm diese Gesellschaft so angenehm sei; denn „sie fände sich ein, wenn er es wünschte, und sie verschwände auf den ersten Wink“.

Immer allein, gab er sich seinen phantastischen Einfällen in vollem Maße hin. Wenn er nicht ausfuhr, pflegte er die Nacht auf dem See oder in der erleuchteten Sängersalle auf seinem Schlosse zu verbringen.

Er war von einer eigentümlichen Doppelnatur beherrscht: mit der größten Sympathie für die Republik Schweiz und den Freiheitshelden Wilhelm Tell vereinte er den Wunsch, eine Bastille zu besitzen, und die Gitter und Mauern, mit denen er seine Schlösser umgab, zeigten besser als alle Erzählungen, daß er die Menschen scheute.

Die Ausbrüche von Raserei wurden bei ihm allmählich häufiger, sein Kampf gegen die Krankheit ward schwächer, und zeitweilen schien ihm alles gleichgültig zu sein.

Manchmal hörte er Fußtritte hinter sich und wandte sich erschreckt um; aber es war niemand zu sehen! Ein andermal sah er Tiere auf dem Fußboden umherkriechen, merkte aber im nächsten Augenblicke, daß der Diener, der sich gehorsam bückte, um sie wegzunehmen, gar nichts in der Hand hielt. Dann stellte er ihn auf die Probe, indem er verlangte, er solle Dinge sehen, die der König gar nicht sah, überhäufte ihn aber mit Hohn und Zornesausbrüchen, wenn er sich hatte verleiten lassen, ihn zu täuschen.

Trotz der Zunahme der Krankheit aber bewahrte er seine scharfe Beobachtungsgabe, hörte niemals auf, bis zu einem gewissen Grade logisch zu denken und konsequent zu handeln, und hatte selbst in seinen letzten Lebensjahren noch Wochen und Tage, wo er bei vollem Bewußtsein war.

## 15.

## Die letzten Begegnungen zwischen Sohn und Mutter.

Während eines Winters in den letzten Jahren seines Lebens hatte Ludwig ganz unerwartet seine Mutter eingeladen, ihn auf Neuschwanstein zu besuchen, wo er sich die beiden ersten Tage ganz nach ihren Gewohnheiten richtete, mit ihr ausfuhr und ihr am Abend Gesellschaft leistete. Aber nur zu bald kehrte er zu seiner gewohnten Lebensweise zurück: wenn er ihr Gute Nacht gesagt hatte, unternahm er seine weiten Ausfahrten allein und schlief dann bis spät in den Vormittag hinein, wie er dies sonst zu tun pflegte.

Dies ereignete sich unglücklicherweise auch an dem Tage, als die Königin-Witwe wieder abreisen wollte. Ludwig war erst gegen Morgen von seiner Ausfahrt zurückgekehrt und hatte keinen Befehl erteilt, daß man ihn wecken sollte. Der Wagen seiner Mutter stand über eine Stunde lang angespannt im Schloßhofe, sie selbst schritt wartend in der großen Halle auf und ab. Als der König schließlich erschien, entlud sich ihre nervöse Ungeduld in heftige Vorwürfe.

Der König küßte seiner erregten Mutter wiederholt die Hand und bat sie um Entschuldigung, daß er sich verspätet habe. Er geleitete sie dann ehrerbietig nach ihrem Wagen, nahm Platz neben ihr und begleitete sie bis nach der Bahnstation; aber die Stimmung, in der er sich befand, als er zurückkehrte, zeigte deutlich, daß er sich über ihre Zurechtweisung tief gekränkt gefühlt hatte.

Dies war das letztemal, daß sie ihn besuchte, während er sie später noch einmal aufgesucht hat.

Den größten Teil des Jahres wohnte die Königin-Witwe auf Elbingen-Alp, das eher einem Bauernhause als einer Fürstenwohnung glich. Berichte über die sonderbare Aufführung ihres Sohnes drangen oft bis zu ihr; und man kann wohl ahnen, was sie während dieser bitteren Jahre gelitten haben muß.

Am 15. Oktober 1885 hielt sie sich auf Hohenschwangau auf, während der König damals auf Linderhof weilte. Es war ihr sechzigster Geburtstag, und Ludwig bekam plötzlich den Einfall, ihr seine Glückwünsche persönlich zu überbringen. Gegen zehn Uhr abends traf er in Hohenschwangau ein, wo das Schloßtor bereits geschlossen war; als der Pförtner fragte, wer draußen stünde, lautete die Antwort, daß der König mit seiner Mutter zu sprechen wünsche. Die Königin-Witwe stand eben im Begriffe, sich zur Ruhe zu begeben; das unerwartete Erscheinen ihres Sohnes aber brachte das gesamte Schloßpersonal in Bewegung.

Ludwig verblieb die Nacht auf dem Schlosse und speiste am folgenden Tage mit der Königin Marie und ihren Damen auf Pleckenau zu Mittag, wobei er freilich zeigte, daß er absolut nicht mehr gewöhnt war, eine gesellschaftliche Unterhaltung zu führen. Während des ganzen Mittagmahles richtete er nicht ein Wort an jemand anders als an seine Mutter, und es fiel auf, daß er viel schweigsamer war, als er es sonst zu sein pflegte.

Das Zusammensein mit der Königin-Witwe trug diesmal den Stempel der größten Herzlichkeit, und als Ludwig nach Tische nach Linderhof zurückfuhr, begleitete ihn seine Mutter den halben Weg. Dies war der letzte lichte Punkt in ihrem Leben; denn in dem Hohlwege, wo sich sieben

Monate später die Bauern versammelten, um ihren gefangenen König zu befreien, nahmen Sohn und Mutter Abschied voneinander, um sich niemals wiederzusehen.

Ein halbes Jahr später forderte der Kaiser von Osterreich die Königin Marie eindringlich auf, Ludwig zu besuchen, um ihn dazu zu bewegen, sich vor der Welt zu zeigen, weil geradezu unheimliche Gerüchte über seinen Zustand im Umlaufe waren. Die tiefbekümmerte Mutter wandte sich deshalb schriftlich an ihren Sohn, der ihr auch antwortete, daß er sie in drei Tagen empfangen wolle. Schon war ihre Abreise festgesetzt, und ihre Equipagen und Dienerschaft trafen in Hohenschwangau ein; aber es wurde ihnen augenblicklich von Ludwigs Reitknechten gemeldet, daß sie sofort wieder heimsfahren könnten.

„Die Königin wird den König doch nicht zu sehen bekommen,“ hieß es, „er ist unzugänglich für jedermann!“

Kurz darauf ging denn auch ein Telegramm ab, des Inhaltes, daß „es dem Könige sehr leid tue. Aber wegen Zahnschmerzen könne er niemanden empfangen, auch nicht seine liebe Frau Mutter!“

## 16.

**Geldnöte.**

Beim Könige fand kein persönlicher Vortrag mehr statt. Alle Staatsgeschäfte wurden schriftlich erledigt, und die Befehle, die von Ludwig kamen, wurden durch seinen Hof-fourier Hefelschwerdt überbracht.

Eingeweihte hatten längst gewußt, daß Ludwigs finanzielle Verhältnisse eine Aufbesserung erfahren mußten, wenn nicht das Ansehen der Krone darunter leiden sollte. Die Zeitungen sprachen davon — es war im Frühjahr 1886 —, daß sein Gesundheitszustand sich verschlimmert habe. Der König selbst suchte allerdings die Berichte, die im Umlaufe waren, dadurch zu entkräften, daß er mitten am Tage spazierenging und freundlich mit allen sprach, denen er begegnete.

Er hatte den Wert des Geldes niemals gekannt. Im Jahre 1884 erst hatte sein Finanzminister von Riedel eine Anleihe von siebenundeinhalb Millionen Mark aufgenommen; aber kaum ein Jahr darauf erhielt er ein königliches Handschreiben mit der Aufforderung, eine neue Anleihe von sechsundeinhalb Millionen zu erheben.

Da erklärte von Riedel dem Könige offen, in welcher äußerst schwierigen Lage die Kabinettskasse sich befände, eine Nachricht, die zwar Ludwigs Unruhe weckte, ihn aber doch gegen alle Vorstellungen, die man ihm machte, taub ließ.

Den Minister ließ er sogar durch einen untergeordneten Hofbeamten zurechtweisen, weil er es gewagt habe, sich direkt an Se. Majestät zu wenden. Darauf antwortete von Miedel, indem er sein Abschiedsgesuch einreichte; das übrige Ministerium aber erklärte, daß es in seiner Gesamtheit zurücktreten werde, wenn dieses Gesuch bewilligt würde. Nun ließ Ludwig auch die übrigen Mitglieder des königlichen Rates seine Ungnade fühlen; gleichzeitig jedoch übersandte er seinem Finanzminister einen gnädigen Brief, in dem er ihn bat, in seiner Stellung zu verbleiben.

Es liegt klar auf der Hand, daß Ludwigs Schulden keineswegs eine Folge unrichtiger Finanzoperationen waren, ebenso wenig wie sie eine unmittelbare Folge seiner vorübergehenden Launen sein konnten. An dem Mangel in der Kasse trug vielmehr zum größten Teile seine unersättliche Baulust die Schuld! Obwohl sich die Vollendung seiner im Bau begriffenen Schlösser infolge der finanziellen Schwierigkeiten verzögerte, beschäftigte er sich dennoch unablässig mit weiteren Zukunftsplänen: ein neues Schloß, „Falkenstein“, sollte auf einer fast unzugänglichen Bergspitze dicht an der Grenze von Tirol errichtet werden, und ein zweites, kleineres Schloß in chinesischem Stile wollte er in der Nähe von Linderhof aufführen.

Seine Schulden wuchsen von Tag zu Tag. Geschäftsleute, die Geld brauchten, warteten ungeduldig darauf, daß man ihnen ihre Rechnungen bezahlte; mehrere Gläubiger reichten gerichtliche Klagen auf einen Gesamtbetrag von einundeinhalb Millionen Mark ein, und eine Katastrophe schien unvermeidlich; bereits sprach man laut davon, daß es Zeit sei, den Bauunternehmungen des Königs ein Ziel zu setzen.

Obwohl Ludwig seinen Kabinettssekretär nicht mehr empfing, ging die Regierungsmaschine doch noch ihren ge-

wohnten Gang: der König unterzeichnete die Dokumente, die ihm übersandt wurden. Aber selbst wichtige Staatspapiere erreichten ihn nur durch die Vermittlung seiner Dienerschaft; und wenn er bei schlechter Laune war, ließ er sie tagelang auf seinem Tische umherliegen.

Seine Geldnot war bis weit über die Grenzen Bayerns hinaus bekannt, und er selbst war wütend über den Hohn, mit dem die Börsenblätter in Wien und Berlin darüber sprachen. Schmerzlich überraschte es ihn, daß die Juden ihn am meisten verfolgten. „Weiß man denn nicht,“ rief er aus, „daß ich der einzige Fürst bin, der von Anbeginn der antisemitischen Bewegung strenge Verhaltensmaßregeln getroffen hat, um ihr entgegenzuarbeiten?“

Einmal traf er auf einem seiner Spaziergänge im Walde bei Neuschwanstein einen armen Knaben, der Holz sammelte. Als er ihn fragte, wer seine Eltern seien, antwortete der Knabe, sein Vater sei Steinhauer gewesen, habe aber keine Arbeit mehr. „Warum bittet er denn nicht den König um Hilfe?“ fragte Ludwig, worauf der Knabe antwortete: „Der hat ja selbst kein Geld, und niemand will ihm mehr etwas borgen!“ Da lachte der König und schenkte ihm ein Fünfmärkstück; aber es mag gewiß ein recht bitteres Lachen gewesen sein.

Seine Schulden hatten nach und nach eine Höhe von vierzehn Millionen Mark erreicht. Seine Minister erklärten ihm am 5. Mai 1886, daß eine Ordnung seiner finanziellen Verhältnisse und eine Einschränkung seiner Ausgaben durchaus notwendig seien; schon einige Monate vorher hatten sie ihm mitgeteilt, daß ihnen jede Aussicht, neue Hilfsquellen zu erschließen, abgeschnitten wäre. Nun bemühte er sich selbst, auf jede nur erdenkliche Weise Geld zu beschaffen, indem er Hesselschwerdt nach Regensburg sandte, um womöglich bei

dem Fürsten von Thurn und Taxis eine Anleihe von zwanzig Millionen zu erheben, dann indem er Bismarck um Rat fragte und auch aus Amerika Geld zu beschaffen suchte. Ein Adjutant wurde an den Kaiser von Brasilien abgesandt, ein anderer an den König von Schweden, ein dritter an den König von Belgien. Ebenso wurden die Geldfürsten Rothschild, Bleichröder und Erlanger gebeten, ihm beizuspringen.

Die teilweise phantastischen Hilfsmittel, nach denen er in seiner Not griff, sind jedoch sprechende Beweise dafür, daß sowohl seine geistige wie seine sittliche Kraft in raschem Abnehmen begriffen waren.

Gleichwohl zweifelten zwei von seinen Vettern noch an seiner Geisteskrankheit und waren daher bereit, ihn zu unterstützen, indem sie ihn in Verbindung mit dem Hause Orléans setzten. Diese Familie wandte sich wieder an Rothschild in Paris, der seinen Sekretär nach München entsandte mit der Vollmacht, eine große Anleihe abzuschließen, falls der König auf die Bedingungen, die man ihm stellte, einginge. Das Haus Orléans aber sollte die Garantien übernehmen und hatte wahrscheinlich auch das Versprechen gegeben, dies zu tun.

Es begannen nun vorbereitende Beratungen; aber ein Vertragsabschluß kam nicht zustande. Rothschilds Sekretär reiste unverrichteter Dinge nach Paris zurück.

## 17.

## Neue Pläne.

Der Einfluß des früher erwähnten Grafen Holnstein am bayrischen Hofe hatte bis zum Jahre 1883 gedauert, wo Holnstein plötzlich in Ungnade gefallen war. Der Grund davon ist nicht allgemein bekannt; einige haben gemeint, Holnstein habe sich geweigert, bei der Beschaffung einer Anleihe Hilfe zu leisten, andere haben behauptet, Ludwig habe Kunde von herabsenkenden Äußerungen erhalten, die der Graf über den König getan haben sollte.

Obwohl persönlich auf gespanntem Fuße mit Ludwig, war Graf Holnstein doch in seiner Stellung als oberster Hofstallmeister verblieben. Eine ganze Reihe von Jahren hindurch war er genau mit der Lebensweise des Königs vertraut gewesen, und es war ihm deshalb ziemlich leicht, ein gewichtiges Material zum Zweck der Entmündigung des Königs zu beschaffen.

Da Ludwig mit niemandem mehr verkehrte als mit seinen Dienern, so gab es nur drei oder vier Menschen, von denen man Tatsachen aus seiner letzten Lebenszeit erfahren konnte; Holnstein übernahm es, mit diesen Leuten zu verhandeln, die sich denn auch willig zeigten, sich in demselben Sinne zu äußern wie er.

Den persönlichen Dienst bei Ludwig verrichtete der früher erwähnte Mayr sowie ein ehemaliger Chevauleger namens Alfons Weber, den man jedoch ganz aus dem Spiele ließ. Mayr dagegen stand mehrere Wochen in ununterbrochener

Verbindung mit den leitenden Kreisen in München; und er und Hesselschwerdt waren es, die neben Holnstein die Beweise dafür lieferten, daß es Zeit sei, den König unter Vormundschaft zu stellen.

Ludwigs Gläubiger wurden von Tag zu Tag dringlicher, die Geldnot immer drohender; und da von keiner anderen Seite Hilfe zu erwarten war, beschloß der unglückliche König, die Unterhandlungen mit Rothschild wieder aufzunehmen.

Man versprach ihm ein Darlehen von dreißig oder vierzig Millionen Frank gegen vier Prozent Zinsen, das innerhalb einer bestimmten Zeit zurückgezahlt werden sollte.

Nun erhielt Hesselschwerdt, der auch früher Vermittler zwischen Rothschilds Sekretär und seinem Herrn gewesen war, von Ludwig Auftrag, sich mit einem königlichen Schuldscheine nach Paris zu begeben und die Millionen des Geldfürsten in Empfang zu nehmen. Aber da trat plötzlich Graf Holnstein dazwischen, der als Chef des Stalletats Hesselschwerdts Vorgesetzter war.

Er hatte erfahren, daß Rothschilds Sekretär in München gewesen war, und wußte von den Verhandlungen, die dieser mit Mitgliedern des Hauses Orléans gepflogen hatte. In Erwartung dessen, was kommen würde, hatte er Hesselschwerdt eingeschärft, daß er nichts ohne sein Wissen unternehmen dürfe, weil sich König Ludwig in der peinlichen Lage, in der er sich befand, möglicherweise zu unbedachten Schritten verleiten lassen könne.

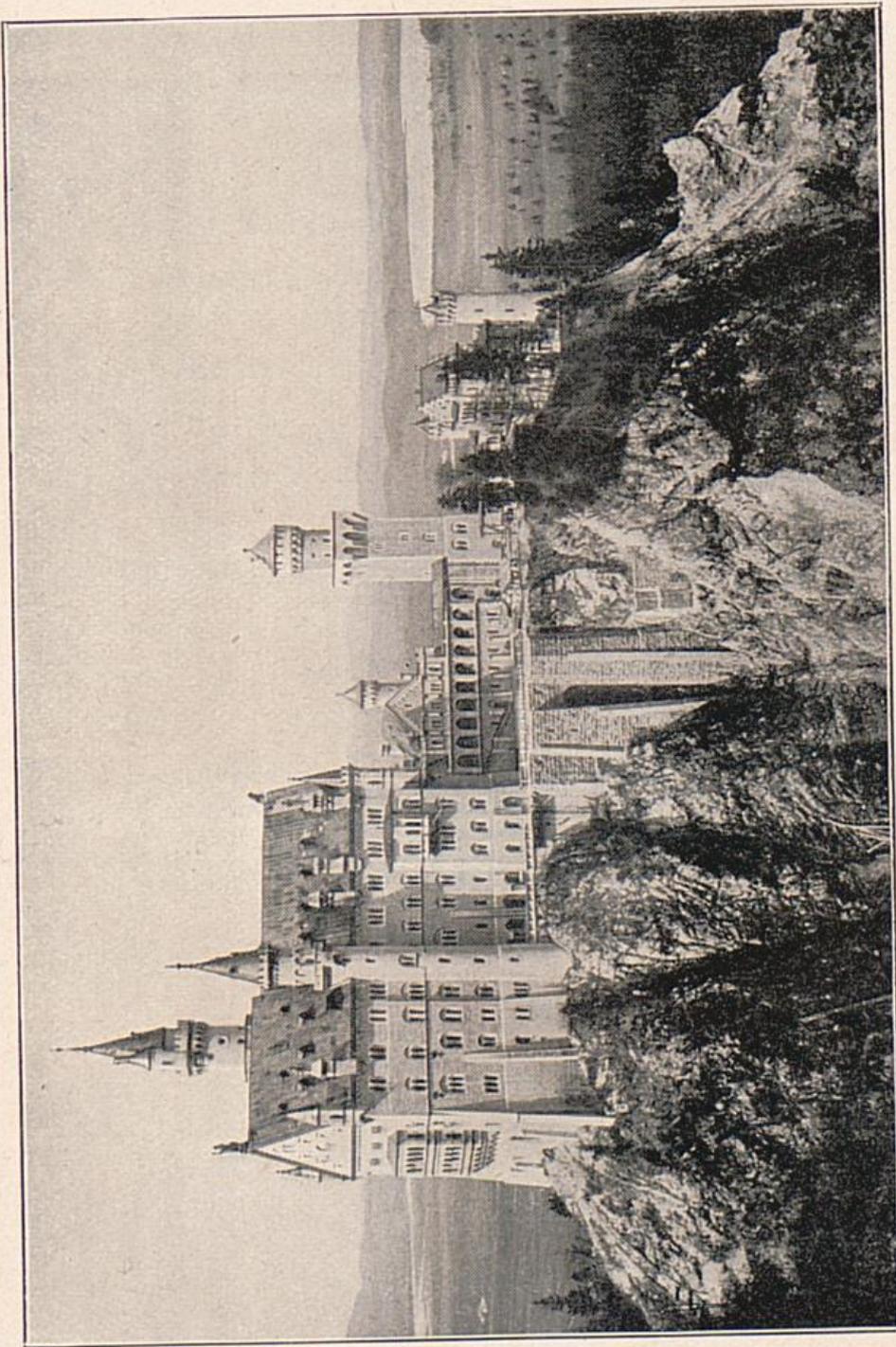
Als die Unterhandlungen im Mai wieder aufgenommen wurden, hatte Holnstein gerade eine Badefur in Karlsbad begonnen, vor seiner Abreise aber Hesselschwerdt streng befohlen, ihn augenblicklich davon zu unterrichten, wenn seine

Reise nach Paris nicht verhindert werden könnte. Drohend hatte der Graf hinzugefügt: „Gehorchen Sie mir, Hessel-schwerdt, sonst kann es Ihnen eine teure Geschichte werden!“

Holnstein war kaum acht Tage in Karlsbad gewesen, als er das erwartete Telegramm empfing. Sofort reiste er nach München ab, wo er Hessel-schwerdt zu sich rufen ließ, der ihm denn auch das versiegelte Schreiben mit-brachte, das den Schuldschein von Ludwigs Hand enthielt. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, nahm der Graf den Hoffourier mit zum Ministerpräsidenten Dr. von Lutz und übergab diesem den mit des Königs Siegel versehenen Brief an Rothschild, worauf er um eine Audienz bei Prinz Luitpold nachsuchte, der infolge der Krankheit des Prinzen Otto dem Throne am nächsten stand.

Während er noch mit dem Onkel des Königs sprach, meldete man, daß das Gesamtministerium Audienz wünsche; und nun kam es zu Beratschlagungen, bei denen man Lud-wigs Brief öffnete und Hessel-schwerdt verbot, die Reise nach Paris zu unternehmen. Vier hervorragende Ärzte wurden hinzugezogen, welche erklärten, daß der König geisteskrank sei, und die Überzeugung äußerten, daß seine Krankheit unheilbar wäre. Man hatte damit einen triftigen Grund, ihn für unmündig zu erklären.

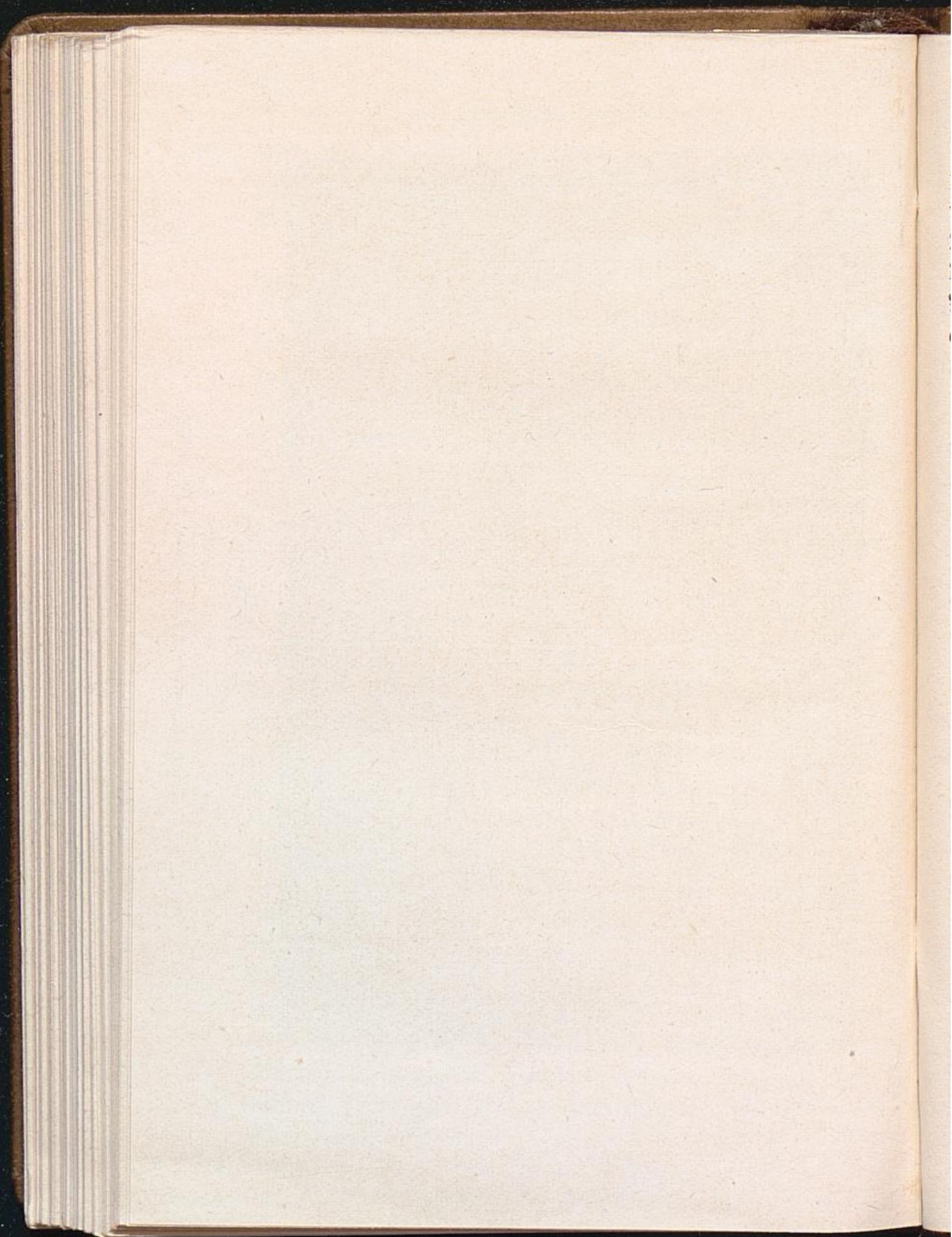
Kurz darauf trat in München ein heimlicher Familien-rat zusammen, in dem die Prinzen gegen zwei Stimmen beschlossen, daß der König in Pflege zu nehmen sei, und daß eine Regentschaft mit Prinz Luitpold als Reichsver-weser eingesetzt werden solle. Das Ministerium sollte be- stehen bleiben, und man wünschte, den Oberhofmeister Graf Castell als Ludwigs Vormund zu bestellen, ernannte dazu aber, da dieser das traurige Amt ausschlug, schließlich den Grafen Holnstein.



Neuschwanstein.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A. & G., München.

rohend  
Bessel-  
den!“  
wesen,  
reiste  
rufen  
mit-  
thielt.  
Graf  
Lutz  
henen  
Prinz  
einen  
  
prach,  
nsche;  
Lud-  
nach  
urden  
krank  
theit  
rund,  
  
ilien-  
amen  
und  
sver-  
e be-  
Graf  
dazu  
den



Prinz Luitpold wollte, daß man den König von allem unterrichte, ehe die Proklamation stattfinde, damit er womöglich seine Zustimmung zu der neuen Ordnung der Dinge geben könne. Dr. von Luz unterrichtete zugleich den Fürsten Bismarck über die beabsichtigte Anleihe in Paris sowie darüber, daß Mitglieder des Hauses Orléans eine Rolle in der Sache gespielt hätten.

## 18.

**Vorbereitungen, den König gefangen zu setzen. — Die  
Bauern scharen sich zusammen, um ihn zu befreien.**

Hesselschwerdt konnte sich selbstverständlich nicht mehr vor dem Könige zeigen und meldete deshalb, daß er infolge Erkrankung verhindert sei, nach Paris zu reisen. Ludwig erfuhr indes durch seinen Friseur, daß der Fourier vollständig gesund in den Straßen der Hauptstadt umherspazierte, konnte sich aber, obwohl er schon früher hin und wieder mißtrauisch gegen ihn gewesen war, nicht denken, daß er den versiegelten Brief, den er ihm anvertraut hatte, aus den Händen gegeben habe.

Unterdessen befand sich jedoch schon eine Hofkommission auf dem Wege nach Hohenschwangau, um zu veranlassen, daß der König in ärztliche Behandlung genommen würde. Sie bestand aus dem Minister des königlichen Hauses Graf Crailsheim, den Grafen Holnstein und Törring, Herrn von Washington, der des Königs Kavalierritter sein sollte, sowie dem Direktor der öffentlichen Irrenanstalt in München Dr. von Gudden, in dessen Gefolge sich noch ein Unterarzt und acht Krankenträger befanden.

Aus Ludwigs nächster Umgebung waren der Kammerdiener Weber und das Stallpersonal die einzigen, die keine Ahnung davon hatten, was bevorstand. Als in der Nacht vom 9. Juni die ganze Reihe von Hofwagen vor dem alten Schlosse Hohenschwangau vorfuhr, begab sich Graf Holn-

stein sofort nach dem königlichen Stalle, um dem Personale mitzuteilen, daß es sich auflösen solle.

Dem Leibkutscher Osterholzer, der gerade die Pferde vor Ludwigs Wagen spannte, weil der König, der sich in Neuschwanstein befand, wie gewöhnlich im Laufe der Nacht ausfahren wollte, befahl der Graf, sofort wieder abzuspannen, da ein anderer Wagen instand gesetzt sei und ein anderer Kutscher fahren solle.

Der Kutscher, welcher argwöhnte, daß man Übles gegen den König im Sinne habe, führte die Pferde in den Stall zurück, eilte dann aber so schnell, als ihn nur seine Beine trugen, einen steilen Waldpfad hinauf nach Neuschwanstein und teilte dort dem diensttuenden Kammerdiener Weber mit, was er erlebt hatte.

Ludwig schritt in der erleuchteten Sängerkapelle auf und nieder und deklamierte mit lauter Stimme Teile einer Oper, die ihm vor kurzem zugeeignet worden war; als Osterholzer atemlos hereinstürzte, sich vor ihm auf die Knie warf und in seiner Aufregung nur einige unzusammenhängende Worte hervorstammelte, verstand er ihn nicht, sondern winkte Weber zu sich und fragte ihn, was dieser Auftritt bedeuten solle. Darauf erklärte ihm der Kammerdiener, daß Graf Holnstein und mehrere andere Herren auf Hohenschwangau angekommen seien, und daß man sich mit feindlichen Absichten gegen Seine Majestät trage. Aber obwohl Osterholzer ihn flehentlich bat, augenblicklich zu flüchten, und auch Weber sich erbot, ihm bei der Flucht behilflich zu sein, wies Ludwig das Anerbieten zurück und sagte: „Warum sollte ich fliehen? Wenn mir wirklich eine Gefahr drohte, würde Karl es mir geschrieben haben!“

Mit „Karl“ meinte er den Hoffourier Hesselshwerdt, zu dem er auch noch in diesem Augenblicke Vertrauen hegte.

Nach einigem Bedenken erteilte er aber doch Befehl, daß sich seine Diener sammeln sollten, und rief: „Laufst so schnell als möglich und ruft alle treuen Bauern hierher, damit sie ihren König beschützen!“

Stallknechte und Diener eilten davon und schlugen in den umliegenden Dörfern Lärm; und kaum eine Stunde später wimmelte es in Hohenschwangau von Bauern, die mit Messern bewaffnet waren und Äxte und Sensen auf dem Rücken trugen. Das nächstliegende Dorf Füssen sandte seine Feuerwehrmannschaft, und der dort stationierte Polizeimeister traf gleichfalls mit allen seinen Leuten ein. Denn da niemand wußte, was man in München beschlossen hatte, schien Grund genug zu der Vermutung vorhanden, daß es sich um einen Überfall auf die Person des Königs handle, und alle waren bereit, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um ihn zu schützen.

Die Hofkommission war inzwischen in der Morgendämmerung bis vor das Tor von Neuschwanstein gelangt, und man hatte bestimmt, daß einer der Herren dem Könige das Schreiben Prinz Luitpolds vortrüge, worauf die Ärzte ihn nach Linderhof führen sollten. Zu ihrer Überraschung fanden sie jedoch, daß das Schloßtor von Gendarmen besetzt war, die ihnen im Namen des Königs den Zutritt verweigerten; und als sie ihre schriftliche Vollmacht vorzeigten, würdigte der wachthabende Soldat diese auch nicht eines Blickes, sondern antwortete auf alle Vorstellungen und Befehle: „Ich brauche nichts Schriftliches! Ich kenne nur einen Befehl, und der kommt von Sr. Majestät!“

Nun wollten sich die Herren mit Gewalt Einlaß erzwingen; aber der Polizist hielt an seinem bestimmten Befehle fest und drohte, einen jeden niederzuschießen, der es wage, in das Schloß einzudringen, wobei er sein Gewehr erhob und zum letztenmal auf den Befehl des regierenden Königs hinwies.

Auch die übrigen Gendarmen drängten vor, und ein Kolbenstoß traf einen der Krankenwärter, der am nächsten stand.

„Wie peinlich dieser Auftritt auch war,“ sagt der Assistenzarzt Dr. Müller, „so konnte man doch nicht leugnen, daß diese Männer pflichtgetreu handelten, wenn sie ohne Rücksicht auf die glänzenden Uniformen der Hof- und Staatsbeamten unerschütterlich an ihrem ‚Unser König hat es befohlen, und ihm gehorchen wir‘ festhielten.“

Die Hofkommission mußte sich denn schließlich unverrichteter Sache nach Hohenschwangau zurückziehen. Aber das Gerücht, daß man den König als Gefangenen fortführen wolle, hatte sich inzwischen über die ganze Umgegend verbreitet. Und als die Herren nach dem alten Schlosse hinunterfuhren, sahen sie Bauern, Holzhauer und Feuerwehrlente, Frauen und Kinder in wilder Hast nach Neuschwanstein hinaufstürzen.

Der Amtmann Sonntag, der oberste Beamte in Füssen, der von Ludwig Auftrag erhalten hatte, die Mitglieder der Kommission gefangen zu nehmen, fand sich in Hohenschwangau ein, um diesen Befehl auszuführen; als der Minister Crailsheim auf ihn losfuhr und ihm vorhielt, daß er durchaus kein Recht habe, so zu handeln, wie er es täte, antwortete der hochgeachtete alte Mann: „Ew. Erzellenz! ich befinde mich in einer peinlichen Verlegenheit. Nicht mit einem Worte hat man mich auf das vorbereitet, was hier geschehen sollte; und ich habe keinerlei Weisung darüber erhalten, wie ich mich meinem Herrn gegenüber zu verhalten hätte! Ich habe ihm so viele Jahre lang gedient, und noch in dieser Stunde bin ich sein Beamter. Ich kann die Liebe und Treue der vergangenen Jahre nicht in ein paar Minuten vergessen und mich entschließen, als meines Königs Feind aufzutreten!“

Damit vollzog er die Gefangennahme und ließ die Arrestanten unter einer starken Bedeckung nach Neuschwanstein führen. Graf Holnstein wollte fahren; aber der Polizeimeister nahm keine Rücksicht auf seinen Wunsch, sondern die Herren mußten sämtlich zu Fuß durch die aufgeregte Volksmenge schreiten, die sich angesammelt hatte. Selbst der Hofplatz war überfüllt, und Hunderte von Männern und Frauen drohten ihnen mit lauter Stimme.

Es bedurfte bedeutender Energie, die Bevölkerung davon abzuhalten, ihre Drohungen in Handgreiflichkeiten umzusetzen. Am bedenklichsten bei dem ganzen Auftritte war die Situation für Dr. Gudden. Der Volkshaufe, der gehört hatte, daß er es sei, der den König für geisteskrank erklärt habe, stürzte auf ihn los und drohte, ihn in den nahen Pöllatfall zu werfen.

Ein lodrender Haß hatte aus Ludwigs Augen geleuchtet, als man ihm erzählte, daß sich auch der Freund seiner Kindheit und Jugend, Graf Holnstein, unter den Herren befinde; und er hatte Befehl erteilt, sie alle in ein dunkles Gefängnis zu werfen! Dies geschah jedoch nicht, sondern man schloß sie in ein Zimmer über dem Toreingange ein. Der Zorn des Königs verrauchte bald, denn bereits nach drei Stunden bestimmte er, man solle sie wieder in Freiheit setzen.

Dem Amtmanne glückte es, die Menge draußen zu beruhigen und sie zu bewegen, sich wieder nach Hause zu begeben. Trotzdem aber wagte es keiner der Herren, sich in dem nahen Dorfe zu zeigen, sie traten vielmehr auf verschiedenen Wegen den Rückzug an und beeilten sich, ohne Aufenthalt nach München zurückzukehren.

## 19.

**Ein Freund in der Not. — Ludwigs Proklamation an sein Volk.**

Die Freunde des Königs wünschten von ganzem Herzen, daß er sich nach seiner Hauptstadt begäbe, was zweifellos auch das einzige Mittel zu seiner Befreiung gewesen sein würde.

Im Laufe des Vormittags hatte er an seinen Adjutanten Graf Alfred Dürckheim telegraphiert, über den er bei Absendung des Telegrammes äußerte: „Dieser Mann ist mir ergeben.“ Als die Hofkommission nach ihrer kurzen Gefangenschaft Neuschwanstein verließ, langte der Graf, der seine Pferde halbtot gejagt hatte, um noch zur rechten Zeit zu kommen, auf Hohenschwangau an, von wo er sofort hinauf nach dem Schlosse eilte.

Die Gendarmen und Feuerwehrmannschaften standen noch draußen aufgestellt, und Dürckheim sprach ihnen seine Anerkennung für ihr Auftreten aus, sandte sie aber auf des Königs Aufforderung hin nach Hause.

Ludwig, der niemals ein Freund der Damen gewesen war, hatte während dieser Stunden einen weiblichen Gast auf seinem Schlosse. Die Baronin L., von spanischer Geburt, aber mit einem bayrischen Aristokraten verheiratet, war am frühen Morgen, als sie hörte, daß man Se. Majestät gefangen setzen wolle, nach Neuschwanstein geeilt und, ohne sich melden zu lassen, in sein Schlafzimmer gestürzt,

wo sie ihn einmal über das andere ihrer Ergebenheit versicherte. Der König ließ ihren Redestrom ruhig über sich ergehen, reichte ihr die Hand und sagte in seinem liebenswürdigsten Tone: „Liebe Baronin, wollen Sie mir nicht gestatten, daß ich nach Ihrem Herrn Gemahl schicke, damit Sie unter seinem Schutze in Ihre Villa zurückkehren können?“

Aber die Baronin wollte nicht darauf eingehen, sondern bat Ludwig flehentlich, ohne Aufenthalt nach München zu reisen; und als er erwiderte: „Das will ich auch, wenn auch nicht sofort,“ rief sie aus: „Ich verlasse Ew. Majestät nicht!“ Da machte Ludwig eine abwehrende Bewegung und antwortete freundlich: „Das wird nicht gut angehen;“ aber die Baronin nahm in seinem Vorzimmer Platz und war fest entschlossen, nicht von der Schwelle seiner Thür zu weichen.

„Wenn die Verhältnisse nicht so ernst wären, würde ich durch die gute Baronin fast meine Laune wiedergewonnen haben,“ sagte Ludwig nachher zu Graf Dürckheim, der sie noch dort vorgefunden hatte.

Auch dieser letzte Freund hielt daran fest, daß seine Abreise nach München unumgänglich notwendig sei; und wenn sich der König zu diesem Zeitpunkte in seiner Hauptstadt gezeigt haben würde, ist es mehr als wahrscheinlich, daß sich sein Volk um ihn geschart hätte. Aber er erklärte, daß er allzu abgespant sei, fügte jedoch hinzu, daß er am folgenden Tage reisen wolle. —

Zwischen König Ludwig und Bismarck hatte immer ein freundschaftliches Verhältnis bestanden, und Fürst Bismarck hat geäußert:\*) „Ich konnte mich seiner Achtung in besonderem Grade erfreuen. Wir standen bis in die letzten

\*) Gegen den Redakteur Memminger.

Jahre seines Lebens hinein über wichtige politische Verhältnisse in Briefwechsel; wenn er seine Anschauungen aussprach, war er ebenso liebenswürdig gegen meine Person wie geistreich in der Beurteilung der verschiedenen Angelegenheiten, um die es sich handelte.“

In diesem verzweifelten Augenblicke dachten nun sowohl der König wie Graf Dürckheim an den mächtigen Kanzler des deutschen Reiches. Aber die Hofkommission, die es unterlassen hatte, die Beamten des Distriktes von dem, was man vorhatte, zu benachrichtigen, war vorsichtig genug gewesen, die Telegraphenbeamten in Hohenschwangau von der bevorstehenden Umwälzung in Kenntniss zu setzen; die Telegramme Ludwigs konnten deshalb nicht von Bayern aus expediert werden, sondern wurden über die Grenze in das naheliegende Tirol geschickt.

Auf diese Weise rief jetzt Dürckheim Bismarck um Hilfe an. Der Kanzler antwortete: „Se. Majestät muß sofort nach München fahren und seine Interessen dem versammelten Landtage gegenüber wahrnehmen.“

Später hat er gesagt: „Se. Majestät reiste nicht nach München, er faßte gar keinen Entschluß; er war nicht mehr im Besitze seiner geistigen Kraft, sondern ließ das Schicksal über sich hereinbrechen.“

Ludwig und Dürckheim entwarfen nun zusammen ein längeres Telegramm an den Kaiser von Oesterreich, in dem sie ihn flehentlich baten, dazwischenzutreten; und Dürckheim rief hinunter nach dem Marstalle: „Spannt an und fahrt so schnell wie ihr nur könnt nach dem österreichischen Grenzorte Neutte, wenn auch alle vier Pferde dabei zugrunde gehen!“

Gleichzeitig machte auch die Kaiserin Elisabeth von Hohenhofen aus die größten Anstrengungen, ihren Gemahl zu einer Intervention zu bewegen.

Im Namen des Königs ersuchte Dürckheim den Baron Frankenstein, ein neues Ministerium zu bilden. Und das Jägerbataillon in Rempten erhielt die Aufforderung, sich einzufinden, um Se. Majestät zu beschützen; aber diese letztere Depesche ging durch die Hände des Kammerdieners Mayr, der einige Worte hinzufügte, die den Kommandanten veranlaßten, erst beim Kriegsminister anzufragen, ob er dem Befehle nachkommen solle, worauf er eine verneinende Antwort erhielt.

Welche Verhaltensmaßregeln Graf Dürckheim im übrigen verfügte, um seinen Herrn zu befreien, kann nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden; man nannte ihn aber als den Verfasser einer Proklamation an das Volk, die am folgenden Tage im Namen des Königs erlassen wurde.

Inzwischen gingen die Begebenheiten in der Hauptstadt ihren Gang. Am 10. Juni veröffentlichte die Regierung ihrerseits eine Proklamation, welche Kenntniss davon gab, daß der Oheim des Königs Reichsverweser geworden sei, und daß der Landtag einberufen werden solle, um Ludwig II. zu entmündigen. Im Laufe der Nacht erhielt Graf Dürckheim zweimal Befehl vom Kriegsministerium, sich in München einzufinden, legte aber das erste Telegramm beiseite; das zweite legte er dem Könige vor, indem er hinzufügte, daß er leider genötigt sei, abzureisen, da er im entgegengesetzten Falle wegen Insubordination angeklagt werden würde.

Ludwig war sehr betrübt darüber, daß er ihn verlieren sollte. „Sie wissen, wie innig ich wünsche, daß Sie bei mir bleiben,“ sagte er. „Telegraphieren Sie doch an meinen Onkel und fragen Sie ihn, ob er nicht seine Einwilligung dazu geben wolle, daß ich Sie behalte!“ Der Graf tat es; aber die Antwort lautete kurz und bestimmt: „Es bleibt bei dem Befehle des Kriegsministeriums!“

Tiefbewegt nahm der Graf Abschied, um seinen König niemals wiederzusehen. Im Vorzimmer wartete der Kammerdiener Mayr auf ihn; der Diener wünschte der neuen Regierung Glück und Erfolg; er war unruhig über die Verhaltungsmaßregeln, die Dürckheim getroffen hatte, weshalb er diesen fragte: „Glauben Sie, daß sich Se. Majestät entschließen wird, nach der Hauptstadt zu reisen?“

Schweren Herzens antwortete der Graf: „Nein, Mayr, ich glaube es nicht.“\*)

\*) Bei seiner Ankunft in München wurde Graf Dürckheim verhaftet. Da man jedoch keine Beweise gegen ihn fand, ward er bald wieder in Freiheit gesetzt. Er war dann längere Zeit in Ungnade bei der neuen Regierung. Später wurde Graf Alfred Dürckheim General.

20.

### Die letzten Stunden des Königs auf Neuschwanstein.

Während der Nacht wurden die Gendarmen der Gegend durch Polizei aus München abgelöst, die nun das Schloß besetzte. Ludwig, der am vorhergehenden Tage Sieger geblieben war, glaubte, daß sie gekommen sei, um ihn zu beschützen; erst als man ihm verweigerte, seine übliche nächtliche Ausfahrt zu unternehmen, erkannte er, daß er ein Gefangener sei.

Am 11. Juni frühmorgens brachte die Post die Proklamation des neuen Regenten. Von nun ab setzten sich diejenigen, die den König retten wollten, der Gefahr aus, als Landesverräter bestraft zu werden. Aber nur äußerst wenige in Hohenschwangau schienen an diese Gefahr zu denken, und sogar jenseit der Grenze war man bereit, alles für ihn zu wagen.

Die neueingetroffene Polizei war in der Gegend völlig fremd, die Landbevölkerung jedoch kannte jeden Steg und jeden Stein: in weniger als einer Stunde konnte man über den Kitzbergsteig nach Tirol gelangen, und von dort konnte Ludwig in einem Wagen weiterfahren. Man war auch in Osterreich vollkommen darauf vorbereitet, daß er dorthin eilen würde, und selbst der Kaiser soll dies erwartet haben.

Eine Anzahl mutiger Bergbewohner drängte sich dazu, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um den flüchtenden Monarchen auf dieser gefährlichen Reise zu verteidigen. Die

Hauptschwierigkeit bestand nur noch darin, ihn unbemerkt aus dem Schlosse zu führen.

Da man jedoch fast nicht in Verbindung mit ihm gelangen konnte, weil Neuschwanstein jetzt streng bewacht wurde, so erbot sich eine Dame, die in Hohenschwangau weilte, als Bauernfrau verkleidet und von der Frau eines Reitknechtes gefolgt, den Versuch zu machen, zu ihm einzudringen, um ihn von dem Plane in Kenntniss zu setzen.

Überall herrschte Totenstille, und der Nebel lag so dicht über der Gegend, daß man kaum zehn Schritte weit vor sich sehen konnte. Die Polizei hatte sich in das Innere des Schlosses zurückgezogen; nur ein höherer Offizier stand unter dem Toreingange; er fragte, wer die Frauen seien. Die eine antwortete, daß sie mit dem Kutscher verheiratet sei, und daß sie die Frau des Kammerlakaien Mayr besuchen wolle; trotzdem aber betrachtete der Offizier sie mißtrauisch, und da gerade einige Diener hinzutraten, fragte er diese: „Kennt ihr die Frauen? Sprechen sie die Wahrheit?“ Jene bejahten es, und die beiden Frauen durften weitergehen. Aber das Wagestück führte zu nichts; denn Mayr, an den sie sich wandten, wollte einen Fluchtplan unter keinen Umständen unterstützen und teilte dem Könige nicht einmal mit, daß sie gekommen seien.

Gleichwohl erhielt Ludwig Kenntniss von der Sache. Seine erste Frage war, ob man seine Flucht bewerkstelligen könne, ohne Blut zu vergießen. Da man ihm jedoch antwortete, daß er darauf vorbereitet sein müsse, daß es zu einem Kampfe käme, stand er davon ab, seinen Ketzern zu folgen, indem er sagte: „Ich will nicht, daß um meinetwillen ein Menschenleben geopfert werde.“

Er hatte gehört, daß am nächsten Morgen neue Sendboten nach Neuschwanstein kommen und ihn mit Hilfe von

Ärzten und Krankenwärtern fortführen würden; auch wußte er, daß er in ihren Händen ein willenloser Gefangener sein würde. Aber der aufgeregte Zustand, in dem er sich am vorhergehenden Tage befunden hatte, war von Gleichgültigkeit abgelöst worden, und nach der Abreise des Grafen Dürckheim schien er vollständig gebrochen zu sein.

Er dachte nicht mehr an Widerstand, es waren ganz andere Gedanken, die unablässig sein Gemüt beschäftigten: wenn er im Laufe des Tages scheinbar Ruhe zeigte, so geschah dies, weil er sich mit Selbstmordgedanken trug. Hastlos schritt er im Thronsaale auf und ab und sprach laut davon, daß er sein Leben verkürzen wolle; nur ab und zu richtete er einige Worte an seinen Kammerdiener Weber.

„Glauben Sie an die Unsterblichkeit der Seele?“ fragte er ihn. Und als der Diener mit „Ja“ antwortete, sagte er: „Auch ich glaube daran. Ich glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an die Gerechtigkeit Gottes.“ Dann fuhr er fort: „Von der Höhe des Lebens hinab in ein Nichts geschleudert zu werden! Ein vernichtetes Leben! Ich kann es nicht aushalten. — Ich könnte mich darein finden, daß man mir meine Krone raubt; aber ich überlebe es nicht, daß man mich für geisteskrank erklärt. Ich kann es unmöglich ertragen, daß man mich wie meinen Bruder Otto behandelt, über den ein jeder Wächter befehlen darf, und dem man mit der Faust droht, wenn er nicht gehorchen will!“

Der Gedanke an den Tod war mit Macht in seiner Seele hervorgebrochen; er bat seine Diener um Zyankalium, worauf diese jedoch antworteten, daß sie es ihm nicht geben könnten. Dann ging er in der regnerischen Nacht mehrere Male hinaus auf den Balkon des Schlosses, der über dem schwindelnden Böllatabgrunde hängt; auch befahl er Mayr,

ihm den Schlüssel zu dem hohen Schloßturme zu geben, worauf dieser jedoch vorgab, daß er ihn nicht finden könne.

„Wenn mein Friseur morgen kommt, kann er meinen Kopf in der Pöllat suchen,“ sagte er; und dann fügte er hinzu: „Ich hoffe, daß mir Gott diesen Schritt gnädig vergeben wird! — Meiner Mutter kann ich den Schmerz nicht ersparen, den ich ihr damit zufügen werde. Aber man treibt mich ja in den Tod!“

Die erwähnte adlige Dame hielt sich immer noch im Schlosse auf; aber ihre Anwesenheit begann ihm peinlich zu werden, und er wünschte, daß man sie entferne, gab jedoch ausdrücklich Befehl, daß es rücksichtsvoll und in milder Weise geschehe.

Dem Kammerdiener Weber, der zweimal in seinen Diensten gestanden hatte, schenkte er eine Diamantagraffe, die er an seinem Hute zu tragen pflegte, indem er sagte: „Ich habe kein Geld, Sie zu belohnen; nehmen Sie deshalb meine Agraaffe sowie diesen Schuldschein. Sollte man Sie zwingen, die Diamanten auszuliefern, so wird Ihnen mein Dokument einen Schadenersatz von 25000 Mark sichern.“ Gleichzeitig gab er ihm auch sein Gebetbuch, das sehr abgenutzt war, und sagte: „Beten Sie für mich!“\*)

Es war eine entsetzliche Nacht. Der Nebel hatte sich in Regen aufgelöst, der in Strömen goß, und der Sturm heulte. Ludwig befand sich fast ganz allein auf seinem Schlosse, das vollständig abgesperrt war; immer wieder

\*) Als Weber sich nach dem Tode des Königs im Besitze der Diamantagraffe zeigte, verlangte man Rechenschaft von ihm. Aber der Schuldschein überzeugte die Behörden. Da die Diamanten jedoch einen Teil der Kronjuwelen bildeten, mußte sich Weber schließlich bequemen, sie zurückzugeben. Soviel aber bekannt geworden ist, erhielt er eine Gelderstattung, da man die letzte Gabe des Königs respektieren wollte.

begab er sich hinaus auf den Balkon und starrte, das Haupt in die Hand gestützt, in die nächtliche Landschaft hinaus.

Eine fürchterliche Angst überkam ihn; er befahl Weber, Osterholzer rufen zu lassen, für den Fall, daß der Fluchtplan, den man ihm vorgeschlagen hatte, doch noch ausgeführt werden könnte. Jedoch der Kutscher war nach München gerufen worden, indem man ihn bedeutete, daß er verhaftet werden würde, wenn er Hohenschwangau nicht augenblicklich verliesse.

„Will denn mein Volk nichts tun, um seinen König zu befreien?“ fragte Ludwig, worauf sein Diener antwortete: „Majestät, die Leute haben keine Waffen!“ — —

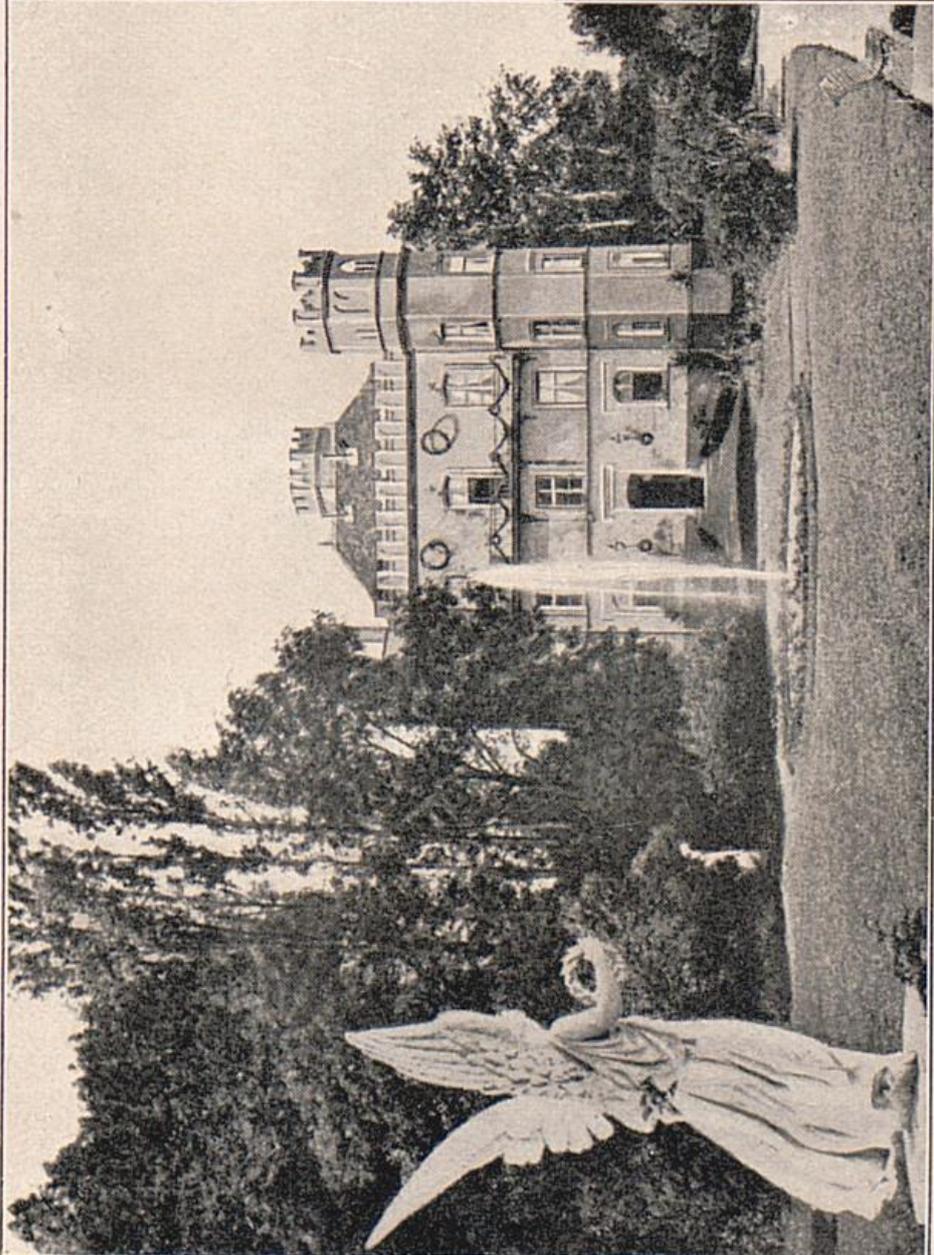
Da die Hofkommission das erstemal wenig glücklich operiert hatte, wurden als neue Sendboten zum Teil andere Männer gewählt; auch diesmal kamen aber Dr. Gudden, der Assistenzarzt Dr. Müller und acht Wächter mit. Außerdem hatten die Herren um ihrer eigenen Sicherheit willen den Polizeichef aus München mitgenommen und verlangt, daß die Proklamation des Reichsverweisers in Hohenschwangau veröffentlicht würde, ehe sie sich dorthin begaben.

Während die Mitglieder der ersten Kommission auf offenen Widerstand gestoßen waren, wagte man nicht, gegen die neu- eingetroffenen Herren feindlich aufzutreten.

Der König war nach dem Speisesaale zurückgekehrt, und obwohl er niemals ein Trinker gewesen war, trank er doch diese Nacht Cognak und Wein durcheinander, um sich zu betäuben.

Inzwischen waren die Sendboten auf Neuschwanstein angekommen; sie erhielten ungehindert Einlaß und warteten nun den Augenblick ab, wo Mayr ihnen einen Wink geben würde, daß sie sich Sr. Majestät bemächtigen könnten, um ihn nach einem anderen Schlosse zu führen.

Daupt  
us.  
Beber,  
lucht=  
aus=  
Dün=  
aß er  
nicht  
ig zu  
rtete:  
iclich  
an=  
dden;  
ußer=  
oillen  
, daß  
ngau  
enen  
neu=  
und  
doch  
h zu  
stein  
teten  
eben  
um



Schloß Berg.

Verlag der Vereinigten Kunstankalten A. G., München.

ve  
fti  
fei  
ur  
zu  
do  
ge  
F  
  
li  
de  
D  
  
ri  
tr  
a  
  
ge  
if  
n  
di  
h  
E  
d  
  
L  
  
ft  
u

Ludwig hatte aufs neue den Schlüssel zum Schloßturme verlangt; aber der Diener, welcher ahnte, daß er sich hinabstürzen wolle, war fest dabei geblieben, daß er weggenommen sei. Zum letztenmal wiederholte der König seinen Befehl, und in seiner Angst eilte Mayr zu Dr. Gudden, um ihn zu fragen, wie er sich verhalten solle. Einen Augenblick darauf trat er wieder ein und meldete, daß der Schlüssel gefunden sei, worauf sich der König erhob und ihm auf dem Fuße folgte.

Die Draußenstehenden hörten feste Schritte, und plötzlich erschien in der Türöffnung eine Gestalt von imponierender Größe, die in kurzen, abgerissenen Sätzen mit dem Diener sprach, welcher, sich tief verneigend, vor ihr stand.

Man hatte sich vorgenommen, den König schnell zu umringen und fortzuführen; aber als der Monarch jetzt heraustrat, wichen alle scheu zur Seite, und niemand wagte, Hand an ihn zu legen.

Dr. Gudden war der erste, der seine Fassung wiedergewann. Er trat vor und sagte: „Ew. Majestät! Dies ist der traurigste Auftrag, den ich in meinem Leben übernommen habe. Vier Irrenärzte haben eine Erklärung über die Gesundheit Ew. Majestät abgegeben, und infolge dieser hat Prinz Luitpold die Regentschaft übernommen! Ich habe Befehl erhalten, Ew. Majestät noch in dieser Nacht nach dem Schlosse Berg zu geleiten.“

Der König schwankte einen Augenblick.

„Was wollen Sie von mir?“ wiederholte er mehrere Male. „Was bedeutet dies?“

Die Krankenwärter näherten sich ihm; aber mit einer stolzen Handbewegung wehrte er ab, richtete sich hoch auf und sagte: „Das ist nicht nötig; ich gehe freiwillig!“

## 21.

## Auf dem Schlosse Berg. — Ludwigs II. Tod.

Um vier Uhr morgens zog Ludwig aus Neuschwanstein fort. In dem ersten Wagen saßen Dr. Müller und zwei Krankenwärter, während der König ganz allein in dem zweiten fuhr, auf dessen Boche neben dem Kutscher der Oberwärter der Irrenanstalt in München Platz genommen hatte. Dicht hinter dem Wagen ritt ein Mann, der Befehl hatte, Se. Majestät scharf zu beobachten und bei der geringsten auffälligen Bewegung seinerseits ein Zeichen zu geben. Dr. Gudden, ein Polizeioffizier und mehrere Wächter bildeten den Schluß des traurigen Zuges.

Als Ludwig in seiner Equipage Platz genommen hatte, sagte er zu dem Arzte: „Sie haben wohl nichts dagegen, daß ich von meinem Diener Abschied nehme?“ Darauf schritt Mayr an den Wagen heran, und als er wieder zurücktrat, weinte er laut.

Draußen standen einzelne Leute, welche die Abfahrt beobachteten, und deren Gruß der König freundlich erwiderte.

Bei der ersten Wegebiegung wischte er mit der Hand das feuchte Fenster ab, um noch einmal nach Neuschwanstein zurückzublicken, das er so sehr geliebt hatte, und das seitdem niemals wieder bewohnt worden ist. Er sah krank aus, seine Gesichtsfarbe war aschgrau und sein Blick unftet.

Man wechselte unterwegs dreimal die Pferde. Als beim letzten Wechsel in Seeshaupt die Wirtin des Gasthauses an

den Wagen trat und Se. Majestät ehrerbietig grüßte, bat Ludwig sie um ein Glas Wasser. Sie brachte es ihm; und als er ihr das leere Glas zurückreichte, dankte er ihr herzlich. Sie aber rief dem Wagen weinend nach: „Behüt' Gott, Majestät!“

Die neue Regierung hatte den Plan, ihn nach Linderhof zu bringen, aufgegeben, weil man wußte, daß einer seiner Leibjäger in Tirol Leute sammelte, um ihn über die Grenze zu verhelfen. Während der Wagen ohne Hindernisse Berg erreichte, standen in der Nähe von Neutte einhundertundzwanzig Bauern bereit, Ludwig zu befreien; sie erfuhren erst nach zwei Tage Warten, daß der König einen anderen Weg gefahren war.

Auf Dr. Guddens Vorschlag hatte man Schloß Berg zu seinem Gefängnisse bestimmt, eine wenig glückliche Wahl, da Ludwig dort seine glänzende Jugend verbracht hatte. Der König hatte Dr. Gudden schon kennen gelernt, als er seinen Bruder Otto behandelte; und er hegte eine ganz besondere Antipathie gegen ihn. „Gudden betrachtete mich auf eine so sonderbare Weise,“ hatte er schon früher mehrmals zu der Oberhofmeisterin seiner Mutter gesagt, „ich wünsche nur, daß er nicht auch über mich etwas zu sagen findet!“ —

Es war am Vormittage des Pfingstheiligabends, als er an seinem Bestimmungsorte ankam. Liebenswürdig begrüßte er den dort stationierten Polizisten mit den Worten: „Es freut mich, Sauer, daß Sie wieder Dienst haben!“

In einem der ersten Säle fiel sein Blick auf sein eigenes Bild, ein großes Gemälde, das seine erste Landung in der Nähe von Berg nach seiner Thronbesteigung darstellte. Wie verschieden war der heutige Tag von jenem!

Er erhielt nur zwei Zimmer zu seinem Gebrauche, deren Fenster man in aller Eile mit Gittern versehen, und

in deren Türen man Löcher gebohrt hatte, um ihn beständig beobachten zu können — Veränderungen, die er betrachtete, ohne ein einziges Wort zu äußern.

Der Arzt forderte ihn auf, sich zeitig zur Ruhe zu begeben, und er gehorchte; aber um zwei Uhr nachts erwachte er und wollte aufstehen, was ihm die Wächter jedoch verweigern mußten. Endlich aber ließ sich einer von ihnen doch überreden, ihm Kleidungsstücke zu geben; nun schritt er, nur notdürftig bekleidet, Stunde auf Stunde ruhelos in dem Zimmer auf und ab.

Um sechs Uhr morgens bat er den Wächter, ihm zu einem Bade zu verhelfen. Er ließ sich auch von ihm ankleiden, forderte ihn dann aber auf, seinen Kammerdiener und seinen Friseur zu holen, worauf ihm der Wächter der Wahrheit gemäß erwiderte, daß diese nicht mit nach seinem neuen Aufenthaltsorte gekommen seien.

So brach der Pfingsttag, der 13. Juni, an! Ludwig äußerte den Wunsch, am Gottesdienste in der nahegelegenen Kirche teilzunehmen, was ihm Gudden jedoch abschlug, da er fürchtete, das Volk werde nicht glauben, daß der König geisteskrank sei, wenn er sich öffentlich zeigte.

Um elf Uhr unternahm Dr. Gudden einen Spaziergang mit ihm. Die beiden Wächter, die ihnen dicht folgten, erhielten einen Wink, den Abstand zu verlängern. Man nahm auf einer Bank Platz, die zehn bis fünfzehn Schritte vom Ufer des Starnberger Sees entfernt war, und Ludwigs ruhiges, beherrschtes Auftreten wiegte den Arzt in eine Sicherheit, die auch für diesen selbst verhängnisvoll werden sollte.

Um vier Uhr speiste der König allein zu Mittag, fragte aber, ehe er sich zu Tische setzte, den Wächter, der ihm aufwartete, ob Gudden an seine Speisen gerührt habe.

Er fürchtete, dieser beabsichtige, ihn in einen bewußtlosen Zustand zu versetzen, um ihn so dem Volke zu zeigen, damit die Leute daran glauben sollten, daß er wahnsinnig sei.

Dann verlangte er, mit seinem alten Bekannten, dem Stabskontrollleur Zanders, sprechen zu dürfen, der sich in dem Schlosse befand. Gudden wollte anfangs durchaus nichts davon hören, gab aber schließlich doch den eindringlichen Bitten des Königs nach und erlaubte Zanders, sich eine halbe Stunde zu dem Könige zu begeben, nachdem dieser sich auf sein Ehrenwort verpflichtet hatte, in Ludwig keinerlei Hoffnung zu erwecken, daß er seine Freiheit wiedergewinnen könne.

Ludwig trat Zanders energisch und lebhaft, wie in seinen besten Tagen, entgegen — ein ganz anderer Mann, als er zwei Tage vorher gewesen war! Er zeigte ihm die Gitter vor den Fenstern, die Löcher in den Türen und erzählte ihm, wie er behandelt worden war. Dann fragte er ihn: „Wie viel Polizei befindet sich im Parke, um mich zu bewachen?“ Auf Zanders' Antwort: „Sechs oder acht Mann, Ew. Majestät!“ fragte er weiter: „Werden sie gegebenenfalls auf mich schießen?“, worauf Zanders erwiderte: „Wie können Ew. Majestät nur so etwas denken?“

Während diese Unterredung stattfand, telegraphierte der Oberarzt nach München: „Hier geht alles wunderbar gut!“ — und eine Viertelstunde darauf trat der König seinen letzten Spaziergang mit Dr. Gudden an.

Der Himmel war bewölkt, und es regnete. Die beiden Wächter, welche sie begleiteten, begaben sich, da der Arzt äußerte, ihre Gegenwart sei überflüssig, bald nach dem Schlosse zurück, und die beiden Herren schlugen wieder den Weg ein, den sie bereits an demselben Morgen gegangen waren.

Ludwig hatte die Ufer des Starnberger Sees von Jugend auf gekannt, und es ist wahrscheinlich, daß er schon am Vormittage die Stelle gewählt hatte, wo er sich seines Lebens entledigen wollte.

Der Oberarzt hatte hinterlassen, daß er um acht Uhr mit dem Könige zurückkehren werde; aber es wurde halb neun und neun Uhr, und noch sah man nichts von ihnen. Im Schlosse wurde man unruhig, daß ihnen in dem dunklen Parke ein Unglück zugestoßen sein könne; der Assistenzarzt ließ deshalb die nächste Umgebung des Schlosses absuchen. Aber dies führte vorläufig zu keinem Resultate, da niemand an den Starnberger See dachte.

Schließlich fand man nicht weit von der Bank, auf der Ludwig und Gudden am Morgen gegessen hatten, die Schirme der beiden; man rief nun einen Fischer herbei, in dessen Boot man hinausfuhr. Nach kurzer Zeit entdeckte man denn auch nicht weit vom Lande die Leiche Dr. Guddens in halbsitzender Stellung, den Rücken unter das Wasser geneigt. Ein paar Schritte weiter draußen im See fand man den entseelten Körper des Königs, das Gesicht nach unten und die Arme vornübergebeugt.

Der See war an dieser Stelle nicht so tief, daß der König sich nicht hätte retten können, wenn er es gewollt hätte. — Es wird für ewige Zeiten ein Geheimnis bleiben, was an jenem Orte vor sich gegangen ist; denn die traurige Begebenheit hatte sich ohne alle Zeugen zugetragen. Nur die Spuren längs des Ufers und auf dem Grunde des Sees, die man genau untersuchte, berechtigen zu der folgenden Annahme: Der König ging auf der rechten, Gudden auf der linken Seite des Weges, bis sie an die Bank gelangten, auf der sie vorher schon gegessen hatten. Dort wird der König seinen Schirm von sich geworfen haben und nach dem See zu geeilt sein;

denn man konnte seine Fußspuren auf dem feuchten, moosbedeckten Strande erkennen. Gudden aber ist ihm augenblicklich nachgesprungen und hat ihn am Nacken gefaßt, und zwar jedenfalls mit sehr festem Griffe, da der Nagel an einem seiner Finger zerrissen war. Ludwig hingegen muß weitergestürzt sein, denn Gudden hatte die beiden Köpfe des Königs in seiner Hand behalten. Ein blauer Fleck, den der Arzt über dem rechten Auge hatte, rührte zweifellos von einem Schläge her, so daß sicherlich ein harter Kampf zwischen den beiden Männern stattgefunden haben muß! —

Dr. Müller machte die unermüdblichsten Versuche, Ludwig ins Leben zurückzurufen; aber alle seine Anstrengungen waren vergebens: — der Tod hatte den geisteskranken König von seinem qualvollen Dasein erlöst.

22.

## Schluß.

Am Abend des zweiten Pfingstfeiertages 1886 ward die Leiche Ludwigs II. nach München überführt; und um einhalbvier Uhr morgens traf der Wagen, der von vier Pferden gezogen wurde, und den die Dienerschaft des Königs sowie eine Anzahl Geistlicher begleitete, in der Hauptstadt ein. Große Scharen der Landbevölkerung folgten weinend seinem Sarge. In allen lebte die Erinnerung an den geliebten König, dessen Eigenheiten man verziehen hatte, und der trotz allem und allem immer der Stolz der Bayern gewesen war.

Die Nachricht von seinem tragischen Ende erschütterte ganz Deutschland. Tief und schmerzlich trauerte seine Hauptstadt, und in den Landdistrikten fand sich kaum eine Hütte, wo man sein Bild nicht mit Trauerflor umhüllt hätte.

Der tote König ward auf einem hohen Katafalkte aufgebahrt; er war in die Rittertracht des Hubertusordens gekleidet, mit dessen goldenem Bande um den Hals und einem eisernen Schwerte im Arme. Auf seiner Brust aber lagen Blumen, die ihm die Kaiserin Elisabeth gebracht hatte.

Tausende aus allen Ständen drängten sich in die kleine Kapelle, um ihm ihr letztes Lebewohl zu sagen; auf allen Angesichtern war die Trauer ausgeprägt, und von allen Lippen fand das Mitleid mit ihm Ausdruck. — Der einsame König hatte endlich Frieden gefunden.

\* \* \*

Die Königin-Witwe Marie war von all dem Unglück, das sie betroffen hatte, aufs heftigste erschüttert, und sie überlebte ihren ältesten Sohn nur um drei Jahre. Am 17. Mai 1889 schloß die „unglücklichste Mutter Bayerns“ auf Hohenschwangau, wo sie ihre reichen und glücklichen Jugendtage verlebt hatte, ihre Augen. Mit den Worten: „Gott schütze Bayern, Gott schütze Preußen!“ hauchte sie ihren letzten Seufzer aus.

Die Herzogin von Alençon hielt sich bei ihren Eltern in Pöfshofen auf, als ihr einstmaliger Verlobter in dem nahegelegenen Starnberger See seinen Tod fand. Auch sie ward von dem traurigen Ereignis tief ergriffen.

Im bayrischen Landtage aber führte die Entmündigung und der gewaltsame Tod Ludwigs zu stürmischen Debatten. Um die Welt davon zu überzeugen, daß man ein Recht gehabt habe, gegen den König so zu handeln, wie es geschehen war, veröffentlichte das Ministerium den Entwicklungsgang seiner Krankheit, und mehrere bedeutende Irrenärzte erklärten einstimmig, daß sein Geist schon jahrelang umnachtet gewesen sei.

Unter seinem Volke aber gibt es viele, die nicht daran glauben können! Bayern hat seinen König Ludwig niemals vergessen. — Mit Liebe spricht man noch von den Zügen von Güte und Freundlichkeit, durch die er sich die Herzen aller gewann. Und in den Gegenden, wo er sich am meisten aufhielt, lebt die Erinnerung an den „Romantiker auf dem Throne“ noch heute ungeschwächt in den Herzen der Bevölkerung.

E n d e.

